

SPOT SEITEN 2-3

Das Münchner Bierherz und der König von Haidhausen

Zum runden Jubiläum des Reinheitsgebotes zeigen das Stadtmuseum und das Jüdische Museum alles, was man über Herstellung und Konsum, Geschichte und Gegenwart des edlen Gerstensaftes wissen muss.



Bierfilz von Brauereien und Zoigl-Wirtschaften | © Jüdisches Museum München

BILDENDE KUNST SEITEN 4-8

Helden mit Hörnern

Im Rosenheimer Lokschnitten informiert eine faszinierende und unterhaltsame Ausstellung über die historische Wikinger-Kultur und ihr Fortleben in populären Legenden.

FILM SEITEN 9-13

Entdecke den Wolf in dir

Philip Koch zersetzt in seiner bösen Komödie »Outside the Box« die Absurditäten unserer Leistungsgesellschaft.

BÜHNE SEITEN 17-21

Motocross statt Theater

Sogar das gab's beim Festival »Radikal jung« im Volkstheater. Immer mehr Regisseure verweigern sich der traditionellen Bühnenform. An den Kammerspielen stellte Matthias Lilienthal die nächste Spielzeit vor.

MUSIK SEITEN 22-26

Urban Brass in Alcatraz

Keno Langbein, Rapper der Münchner Band Moop Mama, erklärt im Interview, warum Blasmusik und Hip-Hop so hervorragend harmonieren.

LITERATUR SEITEN 27-31

»Man kann auch optimistisch leben«

Ein Gespräch mit Hans Pleschinski, der im Mai seinen sechzigsten Geburtstag feiert, über den Reichtum des Lebens und die Wunden, die wir davontragen, über sein neuestes Buch mit den Lebenserinnerungen von Else Sohn-Rethel und die Geister der Vergangenheit.

IMPRESSUM SEITE 22



Grafik: Monika Huber

Für das robuste Gespräch

Ehrlichkeit und Klarheit im Umgang miteinander sollten als Qualität die Kommunikation im Alltag prägen. Mit schrillen Debatten bis zum Shitstorm hat das nichts zu tun. Ein Plädoyer für die Streitkultur mit Niveau.

CHRIS SCHINKE

Die Krisen unserer Zeit haben es an sich, dass sie nicht einfach irgendwann enden. Sie münden nur – eine nach der anderen – in die nächstgrößere Katastrophe. Das Krisenhafte ist somit zum Dauerzustand geworden, und das hat etwas mit uns angestellt. Ablesen lässt sich das an unseren öffentlichen Debatten, die sich heute zu großen Teilen in den Sphären des Internets und in den sozialen Netzwerken abspielen. Diese Debatten sind schrill im Ton und werden mit Mitteln geführt, die sich deutlich von jenen unterscheiden, wie sie einst ein wohldefinierter publizistischer Rahmen vorgegeben hat. Der Ton ist in Zeiten der Social Networks ein giftiger geworden.

Und um dieses Gift an den Tag zu bringen, bedarf es nicht einmal mehr hitziger Debatten über Griechenland, Terrorismus, Migrationskrise oder Böhmermann-Gedichte, bereits geringfügige Anlässe führen in Kommentarspalten zuverlässig zur totalen Entgleisung. Der Hass der Geifernden ist allgegenwärtig. Dabei bleiben Verbalinjurien im Netz für die Hetzenden oftmals alles andere als folgenlos: Ein bierseliger Wirtshausspruch, zum Tweet geronnen, kann den Verfasser heute ins soziale Aus befördern, ein tendenziöser Facebook-Kommentar gar den Job kosten. Die Folgen nicht akzeptablen Handelns sind in diesem hyperöffentlichen Raum unmittelbarer, als sie es in Wirklichkeit, im »wahren« Leben auch nur annäherungsweise sein könnten. Allein die Geschwindigkeit ihrer Verbreitung wäre zu Offline-Zeiten nicht möglich gewesen. Auch ist

das Netz heutzutage beileibe kein anonymer Raum mehr, Facebook besteht bei seinen Nutzern auf Klarnamen. Das scheint Hetzer aber nicht abzuhalten. Im Gegenteil, sie pöbeln weiter, beleidigen, ja, erniedrigen. Oft trifft es dabei Personen, die im Licht der Öffentlichkeit stehen, besonders häufig Frauen, die sich mit einer unaussprechlichen sexualisierten Gewalt konfrontiert sehen. Eine Gewalt, bei der immer zu befürchten steht, dass sie sich von der Sphäre des Wortes in die der Tat verlagert.

Die von ihren Schöpfern im Silicon Valley beschworene Kultur grenzenloser Vernetzung ist in der Wirklichkeit vor allem eine des Resentiments. Nirgendwo sonst finden Antisemitismus, abstruse Verschwörungstheorien und Rassismus unverhohleneren Ausdruck als in den Niederungen der sozialen Netzwerke. Nirgendwo artikulieren sie sich unverhölener. Aber wie konnte es dazu kommen?

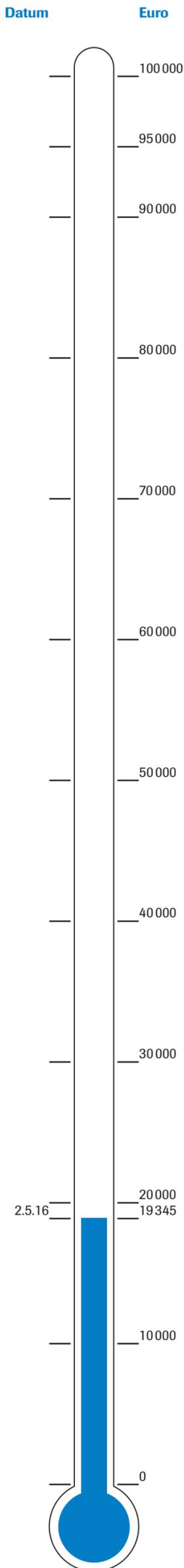
Es gab da doch einmal eine Utopie, die vorsah, dass wir dereinst alle schrankenlos kommunizieren werden, basisdemokratisch und frei. Müssen wir uns von diesem Ideal verabschieden?

Keineswegs, aber wir müssen dringend reden. Und zwar über die neuen Voraussetzungen unserer Debattenkultur. Denn der Troll, das sind nicht immer nur die anderen – die Intoleranten, Pegidas und Donald Trumps dieser Welt. Oft sind wir es selbst, ohne es zu merken. Dabei sollten wir uns in Achtsamkeit üben. Denn jeder Einzelne kann heute entscheiden, wie weit er die Polarisierung im Netz

treiben will. Die Voraussetzung des Shitstorms ist jene giftige Tonalität, zu der viele beitragen, die nicht zu den Hetzern zählen. Aber auch sie lassen sich durch Posten, Liken und Sharen hinreißen – zu Sarkasmus und vermeintlich witzigen Posts in Kommentarspalten. Der Troll schließlich fühlt sich durch diese Mehrheit berufen, vom Leder zu ziehen. Was er in die Gegenwart der Netzöffentlichkeit zu blöken pflegt, würde er vermutlich keinem Menschen ins Gesicht sagen. Was die Sache aber nicht besser macht. Denn hinter jedem Bildschirm, jedem Handydisplay sitzt nun mal ein anderer. Einer, der vielleicht gerade seinen Blick abwendet, weil er nicht aushält, was ihm in dem Moment an Spott und Häme entgegenschlägt.

Soll das aber nun heißen, dass im Netz nicht mehr leidenschaftlich diskutiert werden darf, aus Rücksicht auf Befindlichkeiten? Nein, heißt es natürlich nicht. Es bedeutet aber eines: dass wir in Zeiten, in denen sich das Virtuelle und das Reale bis zur Ununterscheidbarkeit annähern, beginnen das Internet endlich so ernst zu nehmen wie unsere sogenannte wahre Welt. In der Sache dürfen, ja, müssen unsere Debatten hart und schonungslos geführt werden – nur so lässt sich ideologischen Verhärtungen vorbeugen, nur so entsteht ein lebendiger Disput jenseits der Beschränktheit unserer Filterblasen. Es darf nur eines nicht vergessen werden: Der am anderen Ende des Bildschirms ist niemals nur ein User. ||

MF
ZUWENDUNGS-
BAROMETER



»Durst! – Bier? – Münchner Bier!«

Im Stadtmuseum erfährt man alles Wichtige über den zum Mythos gewordenen Gerstensaft. Ein Besuch am 500. Geburtstag des Reinheitsgebots.



Marketing-Initiative – die früheste gemeinsame Darstellung von Münchner Brauereien: Bierkrug »Münchner Brauereien-Zeichen« mit Zinndeckel und Durchscheinbild | 1887 | Steinzeug, Zinn © Edith-Haberland-Wagner-Stiftung

FRANZ ADAM & THOMAS BETZ

Man nehme vier Liter Wasser, 160 Gramm Gerstenmalz, 1,4 Gramm Hopfen und zehn Milliliter Hefe. Das und seit dem 23. April 1516 nichts sonst: ergibt eine Mass Bier. 107 davon trinkt der Deutsche derzeit pro Jahr, Tendenz weiter sinkend; 1889 waren es in Bayern mehr als doppelt so viele: 227, und noch vor 20 Jahren lag der Bundesdurchschnitt bei 132.

Die goldenen Zeiten sind also vorbei. Dabei ist das alles sowieso nicht wahr: Es gibt ältere Brauerverordnungen als die berühmte Ingolstädter (erst seit 1918 als »Bayerisches Reinheitsgebot« in aller Munde), zu deren rundem Jubiläum immerhin die Kanzlerin anreiste (um dann Alkoholfreies zu trinken), und daran gehalten hat man sich eh nie so genau (siehe Weißbier). Von den alten Ägyptern wollen wir hier nicht reden, aber von Anfang an verdanken wir das Bier nicht zuletzt dem Umstand, dass Trinkwasser ein hygienisches Problem darstellte. Ein Münchner Reinheitsgebot von 1487 steht am Beginn der in 15 Stationen erläuterten Geschichte, und am Ende sieht man den Paulaner-Chef und Brauereivereins-Vorstandsvorsitzenden Andreas Steinfatt im Video ein Loblied auf die Tradition singen, gerade angesichts der grassierenden Lebensmittelskandale: »Da macht ma sich scho so seine Gedanken.« Wieder anders als die große Industrie weltweit freilich denken viele kleinere und kleinste Bierbarone und brauen höchst individuelles Craft Beer. Das kostet seinen Preis, aber wegen der stetigen Bierpreiserhöhungen macht in dieser Stadt – seit 1844 und 1848 – sowieso keiner mehr Revolution. Höchstens eine Biergartenrevolution wie 1995, wo 25 000 Demonstranten auf dem Marienplatz die Staatsregierung zur Festschreibung einer späteren Sperrstunde veranlassten.

Das Bierherz

Expeditionen ins Münchner Bierreich also: In alle erdenklichen Bezirke führt uns die üppig bestückte Ausstellung mit multimedialer Unterstützung, dabei weitgehend chronologisch verfahren. Vieles gibt es hier zu entdecken, lehrreich und mit angemessenem Bierernst präsentiert: von der Basis, der technischen Entwicklung des Brauprozesses, bis zum mentalitätshistorischen Überbau, der Kulturgeschichte des Biers und seiner Trinker im Wandel der Epochen; reich bebildert (unter anderem mit den variationsreichen Einfällen der Werbefrauer) und ebenso reich mit Exponaten bestückt (einem mächtig klaffenden Gärbottich der Augustinerbrauerei etwa).



Josef Mehlhart | Plakat »Pilsener Bräu Flaschenbier in jedes Haus!« | Lithografie, 120 x 84 cm

Julian Baumann | Lagerarbeiter bei Hofbräu entladen Leergut aus einem Überseecontainer aus England 2015 | Fotografie | © Münchner Stadtmuseum (2)

Bier als Massengetränk wurde und wird, im Unterschied zum elitären Wein, in unseren Breiten durchaus kontrovers diskutiert; auch bei den Dichtern, von jeher die Spezialisten für bewusstseinsverändernde Substanzen, schwankt sein Bild zwischen Ablehnung (»Nichts zerstört den Menschen so gründlich wie Bier und Wirtshausquatsch«, Franz Kafka) und Zuspriech (»Wen Bier hindert, der trinkt es falsch«, Gottfried Benn). Eine Münchner Besonderheit nun ist aus der Blütezeit des Konsums im 19. Jahrhundert zu besichtigen. Der lag also gut doppelt über dem heutigen. Um 1800 gab es, auf Schaufeln mit präzisen Ortsangaben nachgewiesen, 63 Braustätten in der Stadt, und die Folgen des kollektiven Rauschs rückt wohl nichts so drastisch ins Bild wie das Wachsmo- dell vom »Münchner Bierherz«, einer spezifischen Fehlbildung mit stark vergrößertem Herzvolumen; Otto von Bollinger prägte den medizinischen Terminus in den 1880er Jahren.

Überhaupt bilden das 19. Jahrhundert und das frühe 20. einen Schwerpunkt. Die Industrialisierung verschaffte der Branche einen gewaltigen Boom, dem freilich auch gewaltige Einbrüche folgten. Die hiesigen Brauerdynastien werden porträtiert, Veränderungen in Produktion und Marketing dieses einst größten Wirtschaftsfaktors in der »Bierstadt« anschaulich verdeutlicht. Zum Beispiel die Einführung des Flaschenbiers: Es sollte in jedes Haus einziehen, und es sollte – so Löwenbräu-Plakate – »kein Tisch ohne«, ja »kein Erdteil ohne« Exportbier bleiben. Was um 1880 mit der Entwicklung von Markenzeichen der einzelnen Brauereien begann, trieb in einer unablässigen Arbeit am Mythos »Münchner Bier« lokal und global schönste Blüten. So bietet die Ausstellung auch eine faszinierende Lehrstunde in Sachen Konkurrenz und Marketing im Zeitalter der Massenproduktion.

Der Bierkalender

Das Münchner Bierjahr hat eigene Jahreszeiten und Heiligenfeste: Salvator mit dem »Heil Vater Öl«, den Maibock, das Märzen am Oktoberfest und das Weihnachtsbier. Beispiel Bock: Die Wittelsbacher hatten im 16. Jahrhundert stärker eingebrautes Bier aus dem niedersächsischen Einbeck importiert, dann im eigens gegründeten Hofbräuhaus seit 1614 selber »ainpöckisches« Bier produziert und an Fronleichnam, Himmelfahrt und Pfingsten an die Bevölkerung ausgeschrieben.

Die Zeit der großen Bierkeller zieht an uns vorbei, wo sich Vereine, Studenten und später auch die Nazis formierten; die Nachkriegszeit versucht mit Werbespots von schräger Komik (unbedingt anschauen!) das »Münchner Bier«

wieder in alle Welt zu tragen; diese Rolle haben heute andere übernommen. Was bleibt, ist ein Ausblick auf Boazn-Nostalgie und Klubkultur: Der Tresen und die Klotür des legendären Atomic Café zeugen von der letzten großen Bier-, genauer: Literpreiserhöhung, nämlich der Einführung der »coolen« 0,33-Liter-Flasche.

Fast trotz wirken die Chefs der sechs nach dem Konzentrationsprozess verbliebenen, alt-eingewachsenen Münchner Brauereien (darunter eine Chefin, immerhin) auf dem Gruppenfoto von Sead Husic mit OB Dieter Reiter am Schluss: »Die Wächter des Reinheitsgebots« mit der Hand am Keferloher; ein Gildebild nach Art der Alten Meister. Bis auf zwei sind alle Häuser in der Hand internationaler Konzerne. Doch das gegenüberliegende Regal mit den vielen Craft-Beer-Flaschen deutet an, wohin die Reise gehen könnte: in Richtung Regionalisierung – und bald weg vom zunehmend anachronistisch empfundenen deut-



schen Reinheitsgebot. Immerhin gibt es in München neben den sechs alten auch schon wieder sieben neue Braustätten. Nur etwas fehlt in der Ausstellung: Der Bierschnee. Wenn jetzt Anwohner sich über die Geruchsbelästigung durch das neue Brauhaus draußen in Langwied beschwerten, sollten sie bis zum Winter warten, denn dann bilden sich bei Inversionswetterlagen aus der Kondensation der Brauerei-Emissionen eigentümliche Eiskristalle. Deshalb: Hopfen und Malz, Gott erhalte – mit Geruch, auch mitten in der Bierstadt!

Den Schritt von der Theorie zur Praxis verweigert uns die Ausstellung dann doch: Es gibt kein Bier dort. Auch nicht am Jubiläumstag! (Gegenüber, im Jüdischen Museum, kann man immerhin, nach dem Ausstellungsrundgang, ein eigens entwickeltes bayerisch-israelisches Craft Beer probieren.) Am Vorabend, auf der Hackerbrücke: Die Jugend pilgert zum Frühlingsfest, einige sitzen auf den Zugträgern (genau wie im Foto auf der Rückseite des schönen Ausstellungskatalogs), die meisten in »Tracht«. Mit dabei: die obligate Flasche Augustiner hell zum Vorglühen. Augustiner ist offenbar immer noch cool. Und kein Münchner Bier ist vermutlich auch keine Lösung: »Holsten-Trinken«, meint Sven Regener, »ist ein hoher Preis für Coolness. So ziemlich der höchste, den man zahlen kann.« ||

BIER. MACHT. MÜNCHEN

Münchner Stadtmuseum | St. Jakobs-Platz 1 bis 8. Januar 2017 | Di bis So 10–18 Uhr
Mittwochabend-Ticket 3,50 Euro für Ausstellung und Veranstaltungsprogramm: 11. Mai, Vortrag Münchner Brauer bis 1814; 8. Juni Podiumsdiskussion zum Reinheitsgebot; 13. Juli Vortrag Brauerei-Archive; 10. August Vortrag »Vom Dünnbier zum Craft-Bier« | Führungen und Exkursionen: www.muenchner-stadtmuseum.de
Der schön illustrierte und informative Begleitband kostet 29,90 Euro

Das traurige Kindl und der König von Haidhausen

THOMAS KIEFER

Zwei große Bierausstellungen und gar in unmittelbarer Nachbarschaft – kann das funktionieren? Um es gleich vorwegzunehmen: Was das Jüdische Museum am St.-Jakobs-Platz und das schon altherwürdige Stadtmuseum zum Jubiläumsjahr des Reinheitsgebots auf die Beine gestellt haben, ergänzt sich trefflich. »Natürlich haben wir gewußt, dass die jüdischen Brauer ein eigenes Kapitel in der Biergeschichte Münchens geschrieben haben«, erzählt Bernhard Purin, der Direktor des Jüdischen Museums. »Aber dass es dabei so viele Geschichten gibt, dass wir gar nicht alles zeigen können, das hat mich schon überrascht.«

Die Ausstellung mit dem seltsamen Titel »Bier ist der Wein dieses Landes« beginnt gleich mit einer wunderbaren Begebenheit aus dem babylonischen Talmud. Ein reisender Rabbi sollte den Speisesegen bei seinen Gastgebern sprechen und war sehr überrascht, daß man ihm statt Wein ein Glas Bier vorsetzte. Wein gäbe es in dieser Gegend nicht, wurde ihm bedeutet. Aber Bier sei doch nicht koscher, sagte der Rabbi. Einen Segen wollte er deshalb nicht sprechen. Viel später kam er noch einmal in die Gegend und beim gemeinsamen Mahl ergab sich das Problem erneut. Doch weil Rabbinen in der Regel äußerst lebenskluge Leute sind, hatte er diesmal eine Lösung parat und sprach die so entschiedenen wie verschmitzten Worte: »Dann ist eben das Bier der Wein dieses Landes.« Und segnete Speis und Trank.

Bierbrote und Brauerstern

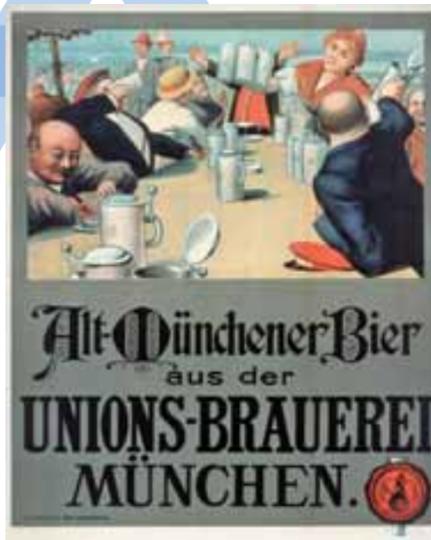
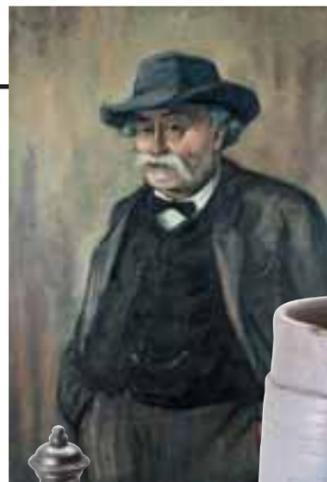
So fängt diese jüdische Bierschau in der Antike an. Denn tatsächlich lernten die historischen Israeliten das Bierbrauen im Exil in Ägypten und Mesopotamien. Damals wurde Bier vorwiegend aus gerösteten Brotlaiben hergestellt, die vergoren wurden. Über 20 Biersorten waren im alten Babylon bereits bekannt, wenn auch nicht mit den bekannten Zutaten des Reinheitsgebots gebraut. Und überhöhte Maßpreise waren vom Herrscher persönlich unter Strafe gestellt. Was für Zeiten!

Idealerweise gibt es für Museen auch wissenschaftliche Forschungsaufgaben, die zu beantworten wären. Aber da steht eine alte Deutungsfrage im Raum, die auch mit dieser Ausstellung keine Auflösung findet, wie Bernhard Purin bedauert. Denn das klassische Symbol des Judentums, der Davidstern, ist mit dem alten fränkischen und oberpfälzer Brauerstern, dem sogenannten Zoigl, nicht nur identisch. Das Zeichen ist auch zur gleichen Zeit, nämlich

Braugeschichten aus alter, altmünchner und neuerer Zeit im Jüdischen Museum.

im Mittelalter, aus Prag und Böhmen über die klassischen Handelswege nach Nürnberg und Regensburg gekommen und hat sich von dort im süddeutschen Raum verbreitet. Theorien und Spekulationen gibt es über den alten Sechszack genug. So war das alte Hexagramm für die mittelalterlichen Alchemisten und Zauberer ein wichtiges Symbol. Hexensuppe im Braukessel also? Als Schutzzeichen gegen Feuer hat sich das Hexagramm lange in abergläubischen Überlieferungen erhalten. Selbst im 18. Jahrhundert findet man das Zeichen noch in Bügeln und Öfen eingestempelt. Was das mit dem Davidstern zu tun hat? War das Symbol vielleicht auch ein Schutzzeichen der stets von Pogromen und Scheiterhaufen bedrohten jüdischen Gemeinden? Wie gesagt, belegbar ist nur das parallele Auftauchen des Hexagramms und seine Verwendung in der jüdischen Kultur und im Brauwesen bis in unsere Tage.

Nur indirekt mit der Braukunst, dafür aber um so mehr mit jüdischem Handwerksgeschick und Unternehmerteil, hat ein besonderes Kapitel dieser Ausstellung zu tun. Als 1869 in Bayern einige Handels- und Herstellungsprivilegien fielen und der König Gewerbefreiheit anordnete, waren es wieder jüdische Zuwanderer aus Franken, die einen einträglichen Gedanken hatten. Das Biertrinkende Publikum war die plumpen Keferloher Steinkrüge inzwischen leid und verlangte nach schmucken Trinkgefäßen. So entstand rund um den Marienplatz das neue Gewerbe der Bierkrugveredler. Im Hinterhof wurden Glas-, Porzellan- und Tonkrüge bemalt und verziert sowie mit aufwendigen Zinndecken versehen. Vorne raus zum Platz waren die Schaufenster und Geschäfte. Weil die Händlernamen nicht typisch jüdisch klangen, sei das heute fast vergessen, erzählt Purin und zeigt seinen Lieblingskrug, das sogenannte »traurige Münchner Kindl«. Ein Motiv, entstanden aus der Zeichenfeder des Künstlers Ludwig Hohlwein, der um 1905 damit die aktuelle Kunstdebatte der Feuilletons über den Niedergang der Münchener Kunst kommentierte.



(oben) Julius Wolfgang Schülein | Portät Josef Schülein 1925 | Öl/Lwd., 101 x 70 cm | © Jüdisches Museum München
(rechts) Das Zoigl-Zeichen: Stützenkanne mit Brauerstern Westerwald, um 1880 | © Jüdisches Museum München
(links) Das traurige Münchner Kindl: Souvenir-Glaskrug der Gebrüder Thannhauser nach einem Entwurf von Ludwig Hohlwein | um 1905 | Glas, Zinn | Privatbesitz
Fotos © Franz Kimmel (2) | Biervergnügen drüberhalb der Isar: Plakat »Alt-Münchener Bier aus der Unions-Brauerei München« | 1907 | Lithografie, 80 x 60 cm
© Stadtarchiv München

Auf dem Weg in die Moderne steht man in der Ausstellung vor dem Bild eines Mannes, den man den König von Haidhausen nannte. Ein wunderbares Charakterporträt eines älteren Herren zwischen wohl situiertem Honoratiorenstatus und genießerischem Bohemien. Josef Schülein war 1873 aus einer mittelfränkischen Landjudengemeinde nach München gezogen, hatte eine bankrotte Brauerei in Haidhausen gekauft und in kurzer Zeit als Unionsbräu zur zweitgrößten Braufirma der Landeshauptstadt entwickelt. Für die Kinder in Haidhausen hatte der Bierbrauer immer ein paar Münzen in der Tasche und jeder

Firmiling in diesem Viertel bekam von Schülein eine Uhr geschenkt. Als sein Neffe Julius Wolfgang 1925 das Portät Schüleins malte, war der Erste Weltkrieg bereits vorüber und der König von Haidhausen war einer der bedeutendsten Unternehmer der Stadt. Denn im Gegensatz zur Unionsbrauerei hatte der Löwenbräu, als größte Brauerei Münchens, die Kriegszeiten wirtschaftlich nicht überstanden und war mit dem Unternehmen der Schüleins fusioniert worden. Josef Schüleins Sohn Hermann wurde erster Generaldirektor der exportstarken Firma, die bald mehr als eine Million Hektoliter pro Jahr produzierte.

Da war die schreckliche Zeit des Nationalsozialismus nicht mehr weit. Josef Schülein zog aufs Land zur Schloßbrauerei Kaltenberg, die die Familie 1916 erworben hatte. Dort starb der Bierkönig relativ unbelästigt 1938. Kaltenberg wurde danach von einem hochrangigen Münchner Nazi arisiert. Ein Unrecht, das aber nach dem Krieg durch Restitution und Verkauf der Schülein-Anteile an das Haus Wittelsbach korrigiert wurde.

Zunächst aber mußte die Familie Schülein der nationalsozialistischen Bedrohung entkommen. Hermann Schülein hatte eine Zeit im Konzentrationslager Dachau zu erdulden, bevor er freikam und die Familie in die USA emigrieren konnte. Dort gelang Hermann Schülein noch eine zweite, eine wirklich große Karriere. Die Liebmann-Brewerie in New York holte den deutschen Bierfachmann als Generaldirektor und zu diesem Kapitel präsentieren die Ausstellungsmacher am Jakobsplatz eine großartige Kino-Installation. Hermann Schülein brachte mit der neuen Biermarke »Rheingold« die Brauerei nicht nur zurück in die schwarzen Zahlen. Er hatte auch werbetchnisch ganz neue, revolutionäre Ideen eingeführt. So zeigt das Museumskino Werbespots der 50er Jahre, in denen zum ersten Mal Stars und Prominente gezielt für weiße und schwarze Bevölkerungsgruppen warben. Die ganze Oscar-gekrönte Liga dieser Zeit ist bei Liebmann aufgetreten, und hier in München hören wir zum Beispiel Nat King Cole ein fröhliches »Rheingold«-Werbliedchen trällern.

Hermann Schülein ist nach dem Krieg immer wieder nach Deutschland gereist, wenn auch nicht in die bayerische Heimat zurückgesiedelt. In der Ausstellung sieht man ihn, bereits ein alter Herr, auf dem Boden der Hallertau kniend, die Nase ganz nach Expertenart tief und prüfend in den Dolden des Bierhopsens vergraben. Welch anrührendes Bild und welcher veröhnlicher Schlusspunkt in der Geschichte der jüdischen Brauherrn in München. ||

BIER IST DER WEIN DIESES LANDES – JÜDISCHE BRAUGESCHICHTEN

Jüdisches Museum München

St. Jakobs-Platz 16 | bis 8. Januar 2017

Di bis So 10–18 Uhr | Kuratorenführung:

22. Mai, 2. u. 23. Juni, 21. Juli, jeweils 16 Uhr –

Anmeldung: 089 288516423 | Biervorkostungen

siehe: www.juedisches-museum-muenchen.de

Eintritt frei am Internationalen Museumstag,

22. Mai | Der informative Katalog kostet 29,90 Euro

Anzeige

FÜR NUR
2,99 €



JETZT AUCH ALS

E-PAPER

www.muenchner-feuilleton.de



ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.



Rolf-Gunter Dienst | ohne Titel | 2013 | Acryl auf Leinwand, 120 x 150 cm | © Achim Kleuker

ROLF-GUNTER DIENST

Luca

Galerie Wittenbrink | Türkenstr. 16 | bis 4. Juni | Di bis Sa 10–18 Uhr, Do 10–20 Uhr

Dass es eine Gedenkausstellung werden würde, haben Rolf-Gunter Dienst (1942 Kiel – 2016 Baden-Baden) und sein Galerist bei der Planung noch nicht gehaut. Der Künstler starb nur wenige Tage vor der Eröffnung. Bekannt ist Rolf-Gunter Dienst als einer der Hauptvertreter der konkreten Kunst, der malerisch das Zusammenspiel und die Wirkung von Farben in Schachbrett und Streifen in einem ganz eigenen, zeichenhaften Malstil erprobte und der seit den 60er Jahren stilprägend für die Generation seiner Nachfolger war. Von 1992 bis 2008 Professor an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg, fand seine Stimme darüber hinaus als Kunstkritiker und Redakteur der Zeitschrift »Das Kunstwerk« Gehör.

Mehrere großformatige Gemälde in den Grundfarben Rot, Blau und Gelb, sowie ein Streifenbild, alle aus den letzten Schaffensjahren, dominieren den Ausstellungsraum an der Türkenstraße. Die geometrischen Grundstrukturen sind farblich Ton in Ton gebaut. Aus der Ferne betrachtet wirken die Arbeiten wie aus monochromen Farbflächen – Linien, Blöcken, Quadraten – zusammengesetzt, tritt man näher heran, lösen sich die Farbfelder auf, und man sieht, dass sich hinter der konkreten Systematik eine schier unendliche Anzahl kleinteilig mit feinem Pinsel aufgetragener malerischer Kürzel verbirgt, die wie ein dichtes Netzwerk über der Grundfläche liegen und ihrerseits fein abgestimmte, farbliche Nuancen offenbaren. Das Pulsierende dieser Oberflächentextur konterkariert die tektonische Strenge des Bildaufbaus. Anders die Zeichnung: Ebenfalls ein Geflecht

aus blasenförmigen Bleistiftkürzeln, in schlichter Addition und steter Wiederholung dicht an dicht gesetzt, rufen sie einen überraschend stofflichen, haptischen Charakter hervor – etwa den eines Schuppenpanzers. Mehr noch als bei der Malerei fasziniert bei den Zeichnungen das offensive, meditative, um nicht zu sagen: manische, künstlerische Tun.

Aus heutiger Sicht kann Rolf-Gunter Dienst nur im Rückblick auf die Historie seiner künstlerischen Stilentwicklung bewertet werden. Isoliert betrachtet und aus dem Kontext genommen, rücken gerade die letzten Male-reien in ihrer streng kalkulierten gestalterischen Absicht für den heutigen Betrachter doch ein wenig in die Nähe des Designs.

DÖRTHE BÄUMER & LOTTE LEHMANN

Schichtarbeit

Galerie Bezirk Oberbayern | Prinzregentenstr. 14 | bis 10. Juni | Mo bis Do 8–17 Uhr, Fr 8–13 Uhr

Die aktuelle Ausstellung in der Galerie des Bezirks Oberbayern, die auch dieses Mal wieder durch ein spezielles inklusives Programm begleitet wird, ist ein sinnliches und ästhetisch feintoniges Erlebnis. Sehr überlegt aufeinander abgestimmt sind die Arbeiten der beiden Künstlerinnen einander gegenübergestellt. Zwei Generationen, zwei unterschiedliche künstlerische Positionen, die das Medium Papier verbindet sowie die Fähigkeit – abgesehen von der Zeichnung –, daraus sehr fragile und filigrane Objekte zu schaffen: Dörthe Bäumer (*1964 in Münster) formt Büsten und



Dörthe Bäumer | unbedingtes warten auf bewegung (Detail) | 2014 | Seidenpapier, 30 x 34 x 20 cm | © Bernhard Rohnke Photography, www.bernhard-rohnke.com

figürliche Fragmente aus Seidenpapier, Lotte Lehmann (*1995) fertigt Scherenschnitte, die sie zu raumbezogenen, artifiziellen Installationen montiert. Dabei geht es ihr offensichtlich auch um die skulpturale Wirkung der feinteilig und aufwendig mit der Schere bearbeiteten weißen Papiere, ein Anliegen, das vor allem bei der Präsentation vor der weißen Wand oder in der Vitrine gut zur Geltung kommt. Dass Raumbezug auch seine Grenzen haben kann, zeigt die Säule in der Raummitte, die mit ihrer wuscheligen Papierummantelung ein wenig an die rotierenden Quasten in der Autowaschanlage erinnert. Derlei Assoziationen ungeachtet überzeugt vor allem das Tableau mit den gespiegelt geschnittenen Fantasieformen, die – weißes Papier auf schwarzem Grund – in der Gesamtschau ein lebendiges und fantasievolles Formenspiel mit Negativ und Positiv abgeben. Der poetische Eindruck der Ausstellung findet seine Manifestation in der Papierbüste von Dörthe Bäumer, deren Titel »unbedingtes warten auf bewegung« eine Verszeile der Dichterin Alma Larsen zitiert. Aber auch die farbigen figürlichen Zeichnungen von Menschen – häufig Frauen – bei unterschiedlichen Verrichtungen und in emotionalen Befindlichkeiten sind mit poetischen Titeln versehen und beziehen sich häufig auf literarische und philosophische Vorlagen. Ihrem illustrativen, mit bewegtem Schwung gezielt angelegten Zeichenstil setzt sie frei und abstrakt gemalte Farbflächen entgegen. In anderen Serien arbeitet sie auf Zeitungspapier und reflektiert Eindrücke und Szenen fremder Kulturen, die sie während verschiedener Auslandsaufenthalte, z. B. auf Kuba und im Senegal, aufgenommen hat.

Auch von Lotte Lehmann sind zarte Zeichnungen zu sehen, die entweder mittels Konturlinien die äußere Form mancher ihrer Scherenschnitte adaptieren oder grafisch anmutende Fantasieformen zeigen, die sich aus Linien und Flächen in Stricheltechnik zusammensetzen.

KÜNSTLER DER GALERIE UND GÄSTE IN KOOPERATION MIT PLATFORM

Auf Papier

Galerie Karl Pfefferle | Reichenbachstr. 47–49 Rgb | bis 18. Juni | Di bis Fr 13–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr

Ein Ausstellungskonzept, das Nachahmung verdient: Eine renommierte Galerie lädt junge ortsansässige Künstler ein, ihre Arbeiten zusammen mit Werken von Künstlern der Galerie zu präsentieren. Das Ergebnis einer solchen Begegnung ist derzeit in der Galerie Pfefferle zu sehen, die sich auf eine Kooperation mit den PLATFORM-Ateliers eingelassen hat. Gemeinsamer Nenner der 24 Künstlerinnen und Künstler ist die Arbeit »auf Papier«, das heißt: vor allem klassische Zeichnung mit Bleistift, Kohle, Tusche bis hin zu Aquarell und Mischtechniken, die in das Terrain der Malerei vordringen, auch Druckverfahren wie Lithografie und Holzschnitt bis hin zu Collage und plastische Erweiterungen in die dritte Dimension. Ein solches Ausstellungskonzept mag riskant erscheinen, lässt es doch bei der Konfrontation etablierter Größen mit unbekannteren Positionen ein qualitatives Gefälle vermuten, das deutlich würde. Doch dem ist nicht so: Die Auswahl der Exponate ist so geschickt getroffen, dass sich zum einen ein ganzes Spektrum an Bildformaten, Techniken, Stilen und Handschriften eröffnet, das den unmittelbaren qualitativen Vergleich so nicht zulässt, zum anderen ergeben sich wiederum eine Reihe von formalen und inhaltlichen Parallelen und Querverbindungen, die künstlerische Referenzen erkennen lassen und dennoch jeder einzelnen Position – auch den jüngeren und experimentelleren – ihre eigene Bedeutung zugestehen.



Lotte Lehmann | ohne Titel | 2014 | Scherenschnitt (Ausschnitt), 35 x 45 cm | © Stefanie Lehmann

Das ist umso erstaunlicher, als man bei der Hängung nicht eben zimperlich war, sondern manche Wände dicht bis auf Tuchfühlung gefüllt hat: So gehen etwa Altmeister wie Jiri Georg Dokoupil mit PLATFORM-Künstlerin Rita de Muynck, Bernd Zimmer mit Ivan Paskalev, Astrid Stricker mit Siyou Kim, Hans Peter Adamski mit Jess Walter eine Verbindung ein, die, zusammen mit den anderen umgebenden Werken, mehr hebt denn drückt. Wo notwendig, wird der einzelnen Position andererseits viel Raum zuge-



Paul Schwer | Galata Istanbul | 2014 | Pigment, Acryl, Siebdruck auf Papier | © Paul Schwer

standen: So kann man die Reihe der feinen miniaturhaften Bildnisse in Bleistift und Kohle – zeichnerische Preziosen von Dokoupil – ungestört genießen, und nur wenn man will mit den unmittelbar gegenüber hängenden, ganz anders gearteten, aber ebenso kleinen, zarten Pastellen von Nikolai Vogel zusammen sehen.

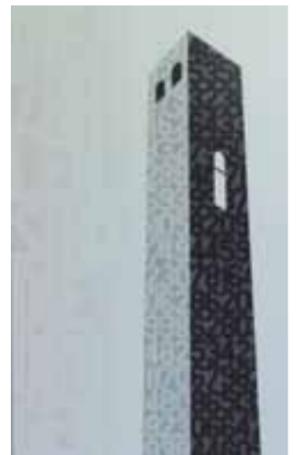
Interessante Konfrontationen finden wiederum im Untergeschoss statt, wo eine Material-Assemblage von Peter Adamski mit den bühnenartigen Zeichnungscollagen von Stefanie Unruh zwei unterschiedliche Möglichkeiten der dreidimensionalen Erweiterung des (zeichnerischen) Bildraums aufzeigen, während Silke Markefka diese mit wenigen, raumdefinierenden Umrisslinien in die Fläche zurückführt.

RUNE MIELDS

Dem Novalis folgend

Galerie Karin Sachs | Augustenstr. 48 | bis 11. Juni | Di bis Fr 13–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr

Rune Miels, die Unerschöpfliche: Drei Jahre nach ihrer letzten Ausstellung in der Galerie Karin Sachs (siehe Münchner Feuilleton, Juli 2013) präsentiert die inzwischen über 80 Jahre alte Künstlerin (*1935 in



Rune Miels | Novalis folgend: Der Pi-Turm | 2016 | Acryl auf Leinwand, 180 x 110 cm | © Rune Miels

Münster) sieben großformatige Bildtafeln und eine Reihe von Zeichnungen aus ihrer jüngst entstandenen Serie und überrascht wieder mit einer neuen Bildkonzeption: »Die Zahlen sind die Drogen« steht in großformatigen Lettern über jede der Leinwände hinweg geschrieben.

Mit dem plakativen Diktum des frühromantischen Dichters Novalis (1772–1801) hinterlegt Rune Miels ihre aktuellen Zahlenspiele. Damit huldigt sie dem studierten Bergbauingenieur, der sich neben der Dichtkunst in seinen mathematischen Fragmenten (»Philosophische Betrachtung der mathematischen Begriffe«) für die ordnende Welt der Zahlen begeisterte.

Rune Miels, die Präzise: Nach wie vor liebt sie die Schönheit und Logik der Zahlenwelt, die offensichtlich auch Novalis für sich entdeckt hat, visualisiert komplexe Ordnungssysteme, die sie mit wissenschaftlicher Akribie studiert, und macht sie in ihren aktuellen Arbeiten mit unverändert malerischer Exaktheit sinnlich erfahrbar. Die Zeichen werden in ihren grafisch angelegten Kompositionen zum Ordnungssystem von Formen, zum Konstruktionssystem ihrer Bilder; die minimale Farbskala von Schwarz, Weiß und Grauwerten unterstreicht zusätzlich die konstruktive Strenge der gestalterischen Konzepte.

Mit ihrem klaren Blick für wissenschaftliches Denken folgt Rune Miels einer Logik, die sich nicht nur dem mathematischen Geist erschließt, sondern vor allem auch höchästhetisch wirkt, oder anders gesagt: in der malerischen Umsetzung auf eindrückliche Weise ihr Äquivalent findet.

In der Welt der Zeichen, der Ziffern, Notationen und sonstigen Ordnungssysteme, die als Phänomene der menschlichen Erkenntnis die gesamte menschliche Entwicklungs- und Kulturgeschichte umfassen, ist es vor allem das Untersuchungsfeld der Zahlen und Zahlensysteme, aus dem die Künstlerin bevorzugt schöpft.

Ob die visuelle (Un-)Logik der Primzahlen, die aufsteigende Fibonacci-Reihe, die Pi-Zahl, die sich in Form eines Turmes in unendliche Höhen schraubt – Rune Miels macht auch in ihrer Novalis huldigenden Serie wieder ein Feld auf, das ein weiteres Mal die unerschöpfliche Fülle und ästhetische Schönheit funktionaler Ordnungsprinzipien vor Augen führt. ||

Anzeige

GALERIE SPEKTRUM

MARIANNE SCHLIWINSKI
THE SHADOW OF THE TRUTH
Theresienstr. 20333 München | www.galerie-spektrum.de
Abbr. Marianne Schliwinski | www.galerie-spektrum.de | 1333



Helden mit Hörnern

Alles über die wilden Kerle kann man derzeit im Rosenheimer Loksuppen erfahren. Die faszinierende und unterhaltsame Ausstellung zur historischen Wikinger-Kultur und ihrem Fortleben in populären Legenden setzt ein Ausrufezeichen.



CHRISTA SIGG

Sein trübe totes Auge vergisst man nicht so schnell. Und auch nicht die testosteronsatte Angriffslust, mit der Einar durch die Luft auf ein verrammeltes Burgtor springt, um im feindlichen Pfeilhagel den Weg für seine bärtig verwilderten Mannen frei zu machen. Genau so stellt man sich die »Die Wikinger« vor. Der ringkampfgestählte Kirk Douglas, Sohn jüdisch-russischer US-Einwanderer, hat sich mit seinem Film nicht nur einen Kindheitstraum erfüllt, sondern die Vorstellungen von Generationen geprägt: »Für einen Wikinger zählte nur das Leben in der Schlacht. Für einen Wikinger kam nur der Tod im Kampf in Frage. Und für einen Wikinger gab es nur die Frauen, die er geraubt hatte.« Das raunte 1958 eine düstere Stimme im Trailer.

Wobei am Ende nicht der widerwärtige Haudrauf, sondern ein Halbwikinger (Tony Curtis) gewinnt und die schöne Prinzessin (Janet Leigh) heimführen darf. So gehört sich das für die Leinwand. Haften blieb aber vor allem die barbarische Komponente, das verbindet den Hollywoodschinken mit unzähligen anderen Wikingerepen der populären Art. Deshalb macht es dramaturgisch durchaus Sinn, auch eine um Aufklärung bemühte Wikinger-Ausstellung mit Bildern von den rauchenden Resten eines Überfalls zu beginnen.

Doch wie waren sie wirklich, die Halvars und Eriks, die Ilvas und Gorms? Von allem etwas, könnte man sagen. Resteuropa bekam sie aber vornehmlich dem Namen nach zu spüren. Die Bezeichnung Wikinger leitet sich vom altnordischen »Fára í viking« her, was so viel bedeutet wie »auf Plünderungsfahrt gehen«. Und das taten die Männer ausgiebig. 793 ist der erste Angriff auf das englische Kloster Lindisfarne belegt, und bald folgten die Normandie und Aquitanien, die britischen Inseln, Kiew, Konstantinopel, Trier, 886 Paris, kaum ein strategisch wichtiger Ort konnte vor den grausamen Einfällen sicher sein. Wenngleich sich die frühe Forschung auf die eher dramatisierenden Textquellen der Opfer stützt. Denn die Wikinger pflegten zwar ihre »göttergegebenen« Runen für magische Formeln oder Zueignungen, betrieben aber selbst keine Geschichtsschreibung. Die Außensicht auf die Bevölkerung Skandinaviens in der Zeit vom 8. bis 11. Jahrhundert musste also durch die Archäologie ergänzt und korrigiert werden.

Dass die Wikinger Ackerbau und Viehzucht betrieben, fantastische Kunsthandwerker waren und als Händler mit ihren Waren bis nach Spanien oder ins Byzantinische Reich und darüber hinaus kamen, übersieht man neben ihren Raubzügen ganz gerne. Funde aus Gräbern wie Prachtschwerter, fein geschnitzte Kämme, minutiös gearbeitete Fibeln mit geheimnisvollen Fabelwesen und edle Halsketten erzählen von dieser anderen, faszinierenden kulturellen Seite. Und gerade die hochkomplexe Ornamentkunst beeindruckt bis in unsere Tage.

An Medienstationen kann man die komplizierten Verschlingungen entflechten und wieder zusammenfügen. Oft lassen sich so erst die Inhalte entschlüsseln. Und auch einer der Höhepunkte unter den 500 Objekten fasst auf den wenigen Quadratzentimetern eines vergoldeten Beschlags eine gewaltige Geschichte zusammen: Dargestellt ist ein geflügeltes Wesen, das an einen Cherub erinnert. Im 10. Jahrhundert hatte die Christianisierung Skandinaviens allerdings erst sachte begonnen. Tatsächlich handelt es sich um Völund, den zauberkundigen Schmied, der bei uns als Wieland durch die Sagenwelt geistert. Mit Flügeln konnte er sich aus der Gefangenschaft befreien, und selbst die Blutropfen am linken Arm hat der anonyme Künstler nicht vergessen.

Kämpfer, Händler, Segler

Der Wohlstand kam keineswegs von Ungefähr. Man ließ Sklaven für sich arbeiten, bis zu einem Viertel einer Dorfgemeinschaft bestand aus solchen »Unfreien«. Interessant ist auch deren Taxierung: Eine Frau war für 200 Gramm Silber zu haben, für einen Mann musste man schon 300 Gramm hinle-

gen. Und fürs Doppelte gab es sogar ein Ross. Die Wikinger handelten mit Menschen aus ganz Europa, mit Schmuck aus Bernstein, Waffen, Fischbeinen und den begehrten Narwalzähnen. Als angebliche Hörner des Einhorns brachten sie im Süden horrende Summen ein. Die Nordmannen hatten sich bald zu geschickten, oft genug skrupellosen Geschäftsleuten entwickelt. Und zu Hause war der Bedarf groß: an Glas, Seide aus Konstantinopel, Rüstungen, Gewürzen aus dem Orient und mit Vorliebe französischem Wein.

Gleichwohl schwappt die Mär vom Dauergesöff Met immer noch über Mittelaltermärkte und Freizeitwikingereloge. In Wirklichkeit wurde der Honigwein nur zu besonderen Anlässen genossen, an normalen Tagen trank man vor allem Bier und kippte den Gerstensaft schon mal – ex und hopp – aus Hörnern. Die saßen aber entgegen der üblichen Vorstellung nicht am Helm. Das ist eine Erfindung der Opernbühne. Zur Uraufführung von Richard Wagners »Der Ring des Nibelungen« im Jahr 1876 setzte man dem Sänger Joseph Niering, der den Hunding denkbar böse und finster verkörpern sollte, einen hörnerbekrönten Metallhelm auf. Und schon war der »ewige Helden« auf dem Weg nach Walhall geboren.

Bis heute bestimmt dieses Accessoire unser Bild von den Kriegern Skandinaviens und den Vertretern des nordischen Götterhimmels. Selbst Trickfilm-Schlaumeier Wickie trägt den Kopfschutz im kindgerechten Kleinformat mit Hornstummelchen. Dabei waren Helme nur etwas für begüterte Anführer und Stammesfürsten, der Rest musste sich mit simplen Lederkappen begnügen. Auch auf den berüchtigten Beutezügen.

Sagenhafte Schiffe mit furchterregenden Drachen- und Schlangenköpfen am Bug brachten die Eroberer ans Ziel. Überhaupt bildeten die mehr als 30 Meter langen, extrem schnellen Langschiffe mit Platz für bis zu 70 Männer die Grundlage der Wikinger-Kultur und deren Ausbreitung. Damit war es möglich, urplötzlich vor einer Küste aufzutauchen – und Jahrhunderte vor Kolumbus nach Amerika zu segeln. Diverse Nachbauten zeigen es immer wieder: Bei steifer Brise sind bis zu 300 Kilometer am Tag zurückzulegen. Und selbst Gegenwind konnten sich diese waghalsigen Seefahrer mit virtuosen Manövern und dem klugen Einsatz der Segel noch zunutze machen. Das wird in der Ausstellung gut nachvollziehbar vermittelt, dazu kommen originale Segel und Ruder aus dem Wikingerschiffsmuseum in Roskilde.

Von Blauzahn zu Bluetooth

Wer sich auf einem solchen »Pferd des Meeres« genauer umschauen möchte, kann vor dem Loksuppen an Bord gehen. Für Seegefühle muss ein Bassin sorgen, dafür steht man just auf dem 14-Tonnen-Kahn, mit dem Bully Herbig »Wickie und die starken Männer« über den Walchensee gondeln ließ. In Rosenheim hat man keinerlei Aufwand gescheut. Und auch keine Kosten. Zweieinhalb Millionen Euro wurden in die 1500-Quadratmeter-Schau investiert, um den Besuchern ein besonderes »Wikinger«-Erlebnis zu bieten. Und das ist vergnüglich, informativ und vielfach überraschend.

Dass man die problematische Rezeption durch die Nationalsozialisten und Rechtsradikalen nicht ausgespart hat, auch das spricht für den Anspruch der Ausstellung. Und gerade die Gegenüberstellung etwa von Plakaten der SS-Division »Wiking« und völlig Harmlosem wie dem »Hägar«-Comic zeigt, wie leicht man die Menschen mit den harten Männern erreicht. Und wie sehr sie für Kraft und Kühnheit stehen. Also dürfen die wilden Kerle mit ihrem Schiff für robuste Autos



wie Rover werben oder mit der Bugfigur für Zigaretten von Reemtsma und in voller Pracht für Milchflaschen, Fischkonserven oder »Faxe«-Bier.

Ein legendärer Nordmann des 10. Jahrhunderts hat es sogar in die moderne Welt der Datenübertragung geschafft: Das Zeichen für Bluetooth setzt sich aus den Runen für H und B zusammen, das sind die Initialen des Dänenkönigs Harald Blauzahn, der durch geschickte Bündnisse – ein Netzwerker vor dem alsbald christlichen Herrn – ziemlich mächtig wurde. Und beim Beseitigen seiner Feinde nicht zimperlich war. Ein echter Wikinger eben. ||

(Oben links) Verleiht Hörner! Carl Emil Doepler schuf 1876 die Kostüme zu Wagners »Ring« – hier ein Rollenporträt von Joseph Niering als Hunding in der »Walküre« | Foto von Joseph Albert | © Theatermuseum München || (links) Fin-de-Siècle-Stilisierung: ein schlangentierartiger Drache aus der späten Wikingerzeit – Urnes-Fibel | Fundort unbekannt, Bronze, 11. Jh. || (rechts oben) Wieland der Schmied entkam auf gefiederten Flügeln seinem Gefängnis – Beschlag | Uppåkra, Bronze, vergoldet, 10. Jh. || Bärtiges Wesen: ein doppelgesichtiges Amulett – Maskenanhänger | Uppåkra bzw. Gårdstånga, vergoldete Bronze, 10. Jh. || (unten) Vergraben im Boden des Kulthauses: edles Glas aus dem Schwarzmeergebiet – Schale | Uppåkra, Glas, um 500 || alle vier Stücke aus der Sammlung des Lunds Universitets Historiska Museum | © Lunds Universitets Historiska Museum | Fotos: Andreas Jacob (4)

WIKINGER!

Loksuppen Rosenheim | Rathausstr. 24, 83022 Rosenheim **bis 4. Dezember** | Mo bis Fr 9–18 Uhr, Sa/So/Feiertag 10–18 Uhr | Eintritt 14,50 (ermäßigt 7,25) Euro, Familien (2 Erwachsene mit Kindern) 32,25 Euro | Das informative Begleitbuch (Koehler Verlag, 272 Seiten) kostet 26,90 Euro | Information und Buchung unter: 08031 3659030 | www.loksuppen.de

Anzeige

BLERIM DESTANI HEINER LAUTERBACH MARTIN BRAMBACH

FRAUEN

ENTWEDER MAN LIEBT SIE ODER MAN HASST SIE

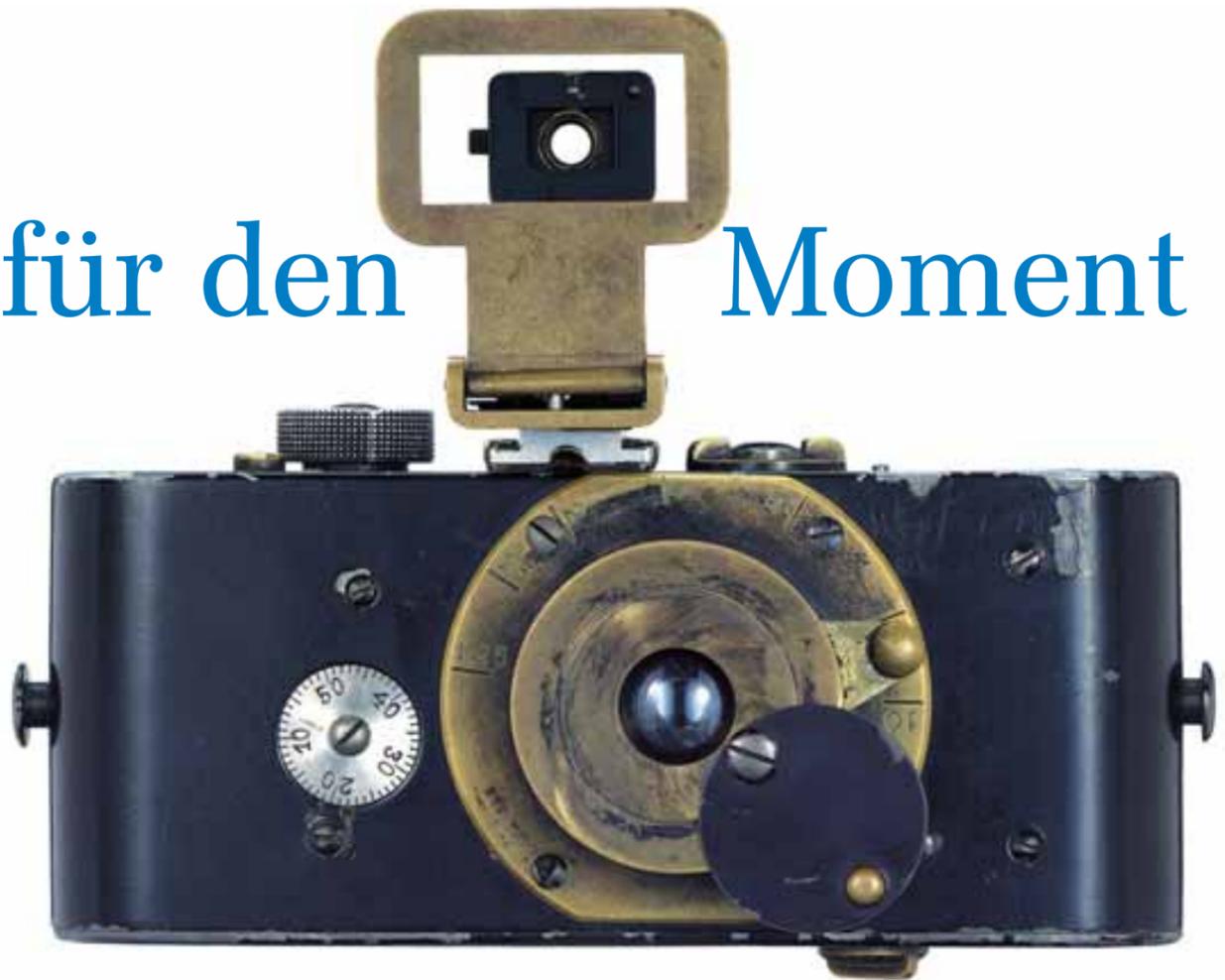
AB 5. MAI 2016 IM KINO!

WWW.FRAUEN-DERFILM.DE



Ein Auge für den Moment

Die Leica-Kamera, seit 1925 auf dem Markt, hat das fotografische Sehen des 20. Jahrhunderts verändert. Das demonstriert mit grandiosen Beispielen die Ausstellung im Kunstfoyer der Versicherungskammer. Ein Gespräch mit dem Kurator Michael Koetzle über Technik- und Kulturgeschichte, das damals »neue Sehen« und die heutige Digitalisierung.



Ur-Leica von 1914 | © Leica Camera AG | 2016 | Kunstfoyer

Technische Innovationen haben oft eine verzögerte Geburt. Wo liegen die Ursprünge der zur Legende gewordenen Leica?

März 1914 ist die Geburtsstunde einer Kamera, die allerdings noch nicht Leica hieß: als Oskar Barnack, damals Feinmechaniker bei Leitz in Wetzlar, den ersten funktionstüchtigen Apparat fertig montiert hatte. Der hieß damals »Liliputkamera«. Es gibt einen Eintrag im Werkstattbuch, der das festhält.

Welche sensationelle Neuerung stellte die Leica dar, was macht sie – bis heute – so besonders?

Die Kameras vor der Leica waren in der Regel größere Kameras mit Glasnegativen. Von 6 x 6 oder 9 x 12 bis 30 x 40 cm. Man hatte eine Glasplatte, die man belichtete, die Kameras waren schwer, unhandlich und wenig flexibel. Und die Kameras, die klein und flexibel waren, waren Amateur-Knippskistchen, das war kein wirkliches Arbeitsgerät. Die Leica war die erste Funktionskamera, die Kinofilm verwendet hat und – indem sie dieses neue Material für das Medium Fotografie nutzte, waagrecht am Objektiv vorbeigeführt – einen neuen Standard gesetzt hat, der dann das gesamte 20. Jahrhundert beherrschen sollte: die Ein-Bild-Fotografie im Format 24 x 36 mm.

Seit wann gab es denn die Filmröllchen?

Den Kinofilm gab es ja schon lange – ich glaube, 1909 ist der standardisiert worden mit der Perforierung. Barnack hat dann kleine Metall Dosen entwickelt, die zunächst von Hand befüllt werden mussten. Die standardisierten Röllchen, die dann genauso aussahen von Kodak, kamen erst Anfang der 30er Jahre. Und damit konnte man auf fotografische Pirsche gehen.

Wusste Barnack, dass er eine Pionierleistung erbringt, oder war die Kleinbildkamera ein Zufallsprodukt auf der Suche nach einer praktikableren Kamera?

Oskar Barnack hat nur wenige Zeilen zu seiner Erfindung hinterlassen. Als sie 1914 fertiggestellt und zum Patent angemeldet wurde, wusste niemand, ob diese Kamera je in Serie gehen würde, denn Leitz war auf Mikroskope spezialisiert. Und zudem bestand eine große Konkurrenz durch Kodak, Agfa oder vor allem durch Zeiss in Jena. Es gab dann nach dem Ersten Weltkrieg eine große wirtschaftliche Krise und Leitz konnte kaum noch Mikroskope verkaufen. Man brauchte ein neues Produkt – und nun stand plötzlich Barnacks Kleinkamera, mit verbessertem Filmtransport und präziserem Objektiv, auf dem Tisch. 1924 wurde in einer legendären Sitzung aller Mitarbeiter des Hauses entschieden, wir bauen diese Kamera, die immer noch Liliput-Kamera hieß und noch nicht Leica.

Die Zeit war reif für das Produkt, es entsprach dem Zeitgeist.

Ja, es war eine dezidiert moderne Zeit, die Zeit des Films, etwa Eisensteins »Panzerkreuzer Potemkin« oder Robert Siodmaks Alltags- und Low-Budget-Film »Menschen am Sonntag«, die Art-Déco-Ausstellung in Paris, das Bauhaus in Dessau wird eröffnet – ach ja, auch das Tempo-Taschentuch wurde in dieser Zeit erfunden. Da konnte man nicht mehr mit den alten Kisten fotografieren. Barnack hatte als Feinmechaniker das technische Know-how, diese Idee umzusetzen. Es gab schon früher Leute, die daran gebastelt haben, aber das waren immer Halbheiten.

Welches Alleinstellungsmerkmal hat diese Kamera, dass sie alle anderen an Qualität übertragt?

Das Unternehmen Leitz hatte eben diese feinmechanische und optische Kompetenz, die andere nicht hatten. Das Innenleben der »Leitzschen Camera« ist wie eine mechanische Uhr, das ist wie eine Rolex, und sie konnten diese Idee tatsächlich auf hohem technologischen Niveau in ein funktionstüchtiges Instrument umsetzen.

Nach welchen Kriterien haben Sie die Auswahl für diese Geburtstagsausstellung getroffen?

Die Grundthese war ja, dass mit der Leica Bilder der anderen Art entstanden sind. Durch die Handlichkeit und den Filmtransport, durch dieses schnellere, dynamischere Foto-



Ein Foto vom Erfinder – Oskar Barnack: Hochwasser in Wetzlar, 1920 | © Leica Camera AG | 2016 | Kunstfoyer

grafieren: aus der Bewegung heraus, im Stehen – bewegte, lebendige, am Leben interessierte Bilder. Und da hab ich mir eben Aufnahmen gesucht, die diese These belegen. Die auch erreichbar waren, also wo es den Nachlass gibt. Von Fotografen, die in ihrem Tun an einem größeren Werk gearbeitet haben. Ich wollte nicht nur 400 Einzelbilder, sondern eben Künstler oder Autoren präsentieren, die für eine bestimmte Bildsprache

stehen, die sich freilich über Jahrzehnte entwickelt hat, beginnend mit der Avantgarde, rund ums Bauhaus, Konstruktivismus, wie beispielsweise Alexander Rodtschenko, und übrigens waren viele Frauen dabei: Ilse Bing, Elisabeth Hase oder Aenne Biermann. Frauen waren ganz früh mit dabei, weil die Kamera eben leicht war, sie war schick, sie passte in die Handtasche, das war ein Kriterium und wurde auch in der Presse damals so beschrieben. Ein Schmuckstück hieß es, im Gegensatz zur Contax von Zeiss, die etwas klobig war. Ich wollte diese Künstler mit Bildgruppen vorstellen, eine Handschrift belegen über mehrere Bilder. Es sind immer zwischen zwei bis fünf oder sogar mehr Motive, die zeigen, wie sich ein Fotograf mit der Leica der Welt genähert hat.

Die Ausstellung ist eingeteilt in 16 Kapitel – Aspekte der Kleinbildfotografie. Welche sind das?

Die Leica-Fotografie ist eine sehr welthaltige, in ihr ist viel Historisch-Politisches festgehalten, es macht also Sinn, diesen Gang durch die Bildgeschichte oder die Kunstgeschichte anzudocken an der politischen Geschichte. Das erste Bild war die Mobilmachung 1914, ein historisches, gefrorenes Zeitzeugnis. So habe ich die Ausstellung also zunächst mal chronologisch angeordnet, entlang der großen Ereignisse Erster Weltkrieg, Zwischenkriegszeit, Zweiter Weltkrieg, Trümmerzeit, Nachkriegszeit – dann die 60er Jahre, der studentische Protest bis in die Gegenwart. Zu dieser Leitlinie habe ich dann Kapitel gebildet, also die Avantgarde zwischen den Kriegen, die Zeit des Krieges – auch unter dem Gesichtspunkt der nationalsozialistischen Propagandafotografie –, die Befreiung Europas vom Nationalsozialismus, der Wiederaufbau im Spiegel des Bildjournalismus der 50er und 60er Jahre. Dann das Aufkommen der Farbfotografie, bestimmte fotografische Kulturen wie Spanien, Portugal oder Japan, die Autorenfotografie der 60er bis in die Gegenwart, die Fotokunst von heute – das sind die thematischen Schwerpunkte.

Wie hat sich die Digitalisierung auf die Leica ausgewirkt?

Die Kompetenz der optischen Werke Ernst Leitz und später der Leica Camera AG lag in Optik und Feinmechanik. Da hat natürlich die Digitalisierung neue Maßstäbe gesetzt, das ist ganz klar. Das Unternehmen hatte ja auch Probleme, 2007, bis ein neuer Investor, Herr Dr. Kaufmann, gesagt hat, wir müssen uns jetzt einfach digital weiterentwickeln. Er hat dann die M8 und die M9 auf den Weg gebracht, und die Monochrom, die ein großer Erfolg war. Die Leica konkurriert heute natürlich mit Kompaktkameras und Smart-

phones. Aber es ist immer noch eine vorzügliche, in ihren optischen Eigenschaften einzigartige, vergleichsweise kleine handliche Kamera. Es ist wie in anderen Bereichen: Wenn Sie beispielsweise gerne kochen, mit Liebe und mit Hingabe, dann leisten Sie sich vielleicht einmal im Leben ein Messer, mit dem sie eine Möhre auf ganz andere Art schneiden und wissen, warum Sie das tun. Bei der Leica genauso: Sie können heute mit allem Möglichen fotografieren, aber wenn man bewusst engagiert professionell fotografieren will, hat man in bestimmten Situationen in der Leica durchaus einen treuen Begleiter.

Aber kann Leica heute mit dem Druck der Konkurrenz des internationalen Marktes mithalten?

Der Fotomarkt hat sich radikal gewandelt, das ist richtig, aber der heutige Eigner, Andreas Kaufmann in Salzburg, hat immer wieder hervorragende Ideen, wie etwa die Leica Monochrome – eine Digitalkamera nur für Schwarz-Weiß. Der Sensor ist ein Welterfolg, hat keinen Mitbewerber. Aktuell ist ein Smartphone von Leica mit einem chinesischen Hersteller auf dem Markt, das sensationell gut sein soll. Ich habe mit ein paar Leuten gesprochen, die sagen, die Fotoqualität ist einzigartig. Aber so ist es bei vielen Premiumprodukten. Man bedient nicht den großen Markt, aber man ist in einem professionellen, gebildeten, entsprechend ausgerichteten Markt sehr gut zu Hause. Leica ist keine Global Company mit 100 000 Mitarbeitern, sondern ein kleines Unternehmen. Aber sie sind gut aufgestellt, haben gute Ideen und leben natürlich von einer ganz großen Tradition, die wir in der Ausstellung nacherzählen. Was wir hier zeigen, ist das Fundament, auf dem Leica aktuell die Zukunft baut.

Und was ist nun die sogenannte Werthaltigkeit dieser Ausstellung? Sie sagten vorhin, ein Laie erkennt nicht sofort, was er da eigentlich an Fantastischem geboten bekommt.

Wenn man es mit der bildenden Kunst vergleicht: Es gibt wunderbare Bücher über Albrecht Dürer, aber es ist etwas anderes, wenn ich einem originalen Dürer-Blatt gegenüberstehe. Wenn ich weiß, das hat der Meister selbst angefertigt. So ist es bei diesen Fotografien. Es sind authentische Abzüge aus der Zeit – häufig kleinformatig – aber sie sind eben durch die Hand des Fotografen gegangen. Mit allen Spuren, mit allen Vorzügen, mit diesem hohen Silbergehalt. Es ist einfach eine Qualität aus der Zeit heraus und diese Authentizität des Abzugs haben wir versucht, auch durch die Rahmung, durch die Hängung zu unterstreichen. Es muss nicht jeder genau

begreifen, aber wenn die Besucher es spüren und die Ausstellung – ohne es vielleicht benennen zu können – mit einem entsprechenden Gefühl verlassen, dann ist der Sinn der Sache schon erreicht.

Das würde bedeuten, die Bilder haben eine eigene Aura.

Ja, das würde ich behaupten. Und wenn Sie jetzt auf Benjamin abzielen, der ja gern zitiert wird – der hat nämlich gesagt, dass ein in ein Foto übersetztes Kunstwerk keine Aura mehr hat. Aber er hat nie gesagt, Fotografie hat keine Aura. Die Fotografie als ursächliche Form der Auseinandersetzung mit der Welt kann durchaus eine Aura haben und auch einen künstlerischen Wert bzw. eine ganz eigene Ästhetik – und das wird in der Ausstellung durchaus deutlich.

Ohne Ihr Wissen, Ihr Spezialistentum und den Geist, den Sie der ganzen Sache mit auf den Weg gegeben haben, wäre das nicht der Fall. Das vermittelt sich auch in Ihren Führungen, die Leute hängen an Ihren Lippen. Wie wurden Sie zum Spezialisten auf dem Sektor der Fotografie?

Ich bin von Haus aus Germanist. Ich habe literarisch begonnen und parallel angefangen, über Fotografie zu schreiben. Dabei bemerkte ich, dass mir die Auseinandersetzung mit die-

lich auf hohem Niveau los, und das war auch eine Ausstellung, die mir riesigen Spaß gemacht hat.

Was Sie auch zum Connaisseur macht, ist, wie Sie erzählten, dass Sie die meisten der Fotografen kennengelernt haben.

Es ist eine persönliche Bereicherung. Es ist auch eine Bestätigung, dass sich in den Persönlichkeiten, die man trifft, die Qualität der Werke spiegelt. Es sind unglaublich faszinierende Menschen, die ein spannendes Leben hinter sich haben, und die nicht irgendwann mal schnell auf den Auslöser gedrückt, sondern die ihre Fotografie gelebt haben. Wenn man dann einer 93-jährigen Sabine Weiss in Paris begegnet und mit ihr einen Nachmittag zusammen ist, das ist unglaublich. Ich habe auch mit Robert Lebeck bei Cartier-Bresson zu Abend gegessen, ich war mit Elliot Erwitt zusammen, mit Bruce Gilden, mit Barbara Klemm, wunderbar! Mit 80 Prozent der in der Ausstellung gezeigten Fotografen konnte ich Bekanntschaft schließen. Saul Leitner habe ich in New York kennengelernt, das war bewegend, muss ich sagen. Dann habe ich den Sohn von Aenne Biermann in Tel Aviv getroffen – sie ist ja schon 1933 in Paris verstorben –, all diese persönlichen Geschichten zu hören, das hat eine durchaus menschliche,



Fred Herzog: Mann mit Verband | 1968 | Courtesy of Equinox Gallery, Vancouver
© Robert Lebeck | 2016
Kunstfoyer



Jeff Mermelstein: Sidewalk | 1995
© Jeff Mermelstein
2016 | Kunstfoyer

sem Medium großen Spaß macht, und irgendwann verlagerte ich den Schwerpunkt meines Schreibens über Fotografie in einer Weise, die durchaus akribisch ist. Die wissenschaftlich, aber verständlich ist. Das ist dann auch das Ziel einer solchen Ausstellung – die wissenschaftlichen Kriterien entspricht, denn alles ist genauestens recherchiert, aber hinzu kommt eine sinnlich erfahrbare Ebene.

Welche waren Ihre Lieblinge unter den vielen Ausstellungen, die Sie bisher gemacht haben?

Die Werkschau über René Burri, eine große Retrospektive, die in 18 Ländern gezeigt wurde – und eine wunderbare Zusammenarbeit mit dem Fotografen. Ich würde mal sagen, eine meiner wichtigsten war »Paris im Fotobuch«. Auch der Königlich-Bayerische Hoffotograf Theodor Hilsdorf war ein wichtiges Projekt. Und eben die »Twen«-Ausstellung 1995 im Stadtmuseum – damit ging es eigent-

persönliche Ebene, und das hat die Auswahl noch mal bestätigt.

Haben Sie diese Erlebnisse mit in den Katalog aufgenommen?

Nein – das wäre ein eigenes Buch geworden. ||

INTERVIEW: CHRISTINA HABERLIK

AUGEN AUF!
100 JAHRE LEICA FOTOGRAFIE
Kunstfoyer der Versicherungskammer Bayern | Maximilianstr. 53 | bis 5. Juni täglich außer feiertags 9–19 Uhr | Eintritt frei
Gratis-Führungen mit Hans-Michael Koetzle am 7., 8., 29. Mai und 4. Juni, jeweils 12.00 und 17.00 Uhr | Die informative und grandios illustrierte Buchpublikation (Kehrer Verlag, 582 S.) kostet 98 Euro

Anton Stankowski: Begrüßung Rügenplatz | 1932
© Stankowski-Stiftung | 2016
Kunstfoyer



Robert Lebeck: Der gestohlene Degen, aus der Serie »Afrika im Jahre Null«
Auslandsreportage für »Kristall« Leopoldville | 1960 | © Robert Lebeck | 2016 | Kunstfoyer



Anzeige

150 JAHRE
GÄRTNER PLATZ THEATER

Fünffach ausgezeichnet mit dem Deutschen Musical Theater Preis 2015!

GEFÄHRLICHE LIEBSCHAFTEN

MUSICAL
VON
MARC SCHUBRING
UND
WOLFGANG ADENBERG

CUVILLIÉSTHEATER
15. BIS 19. MAI 2016

KARTEN 089 21 85 19 60

www.gaertnerplatztheater.de

Süchtig nach der Avantgarde

In ihrem Dokumentarfilm »Peggy Guggenheim – ein Leben für die Kunst« zeichnet Lisa Immordino Vreeland ein vielschichtiges Porträt der einflussreichen Sammlerin.

CHRIS SCHINKE

Lange Zeit galten sie als verschollen, Jacqueline Bograd Welds letzte Tonband-Aufnahmen von Peggy Guggenheim. Verschwunden waren die Tapes der umtriebigen Journalistin und Biografin irgendwo im Dickicht ihrer Wohnung auf der New Yorker Park Avenue. Den Bändern eilte ein Ruf voraus: Sie sollten ein letztes Mal Zeugnis ablegen vom Leben und Wirken der Mäzenin, Galeristin und wohl einflussreichsten Kunstsammlerin des 20. Jahrhunderts. Ein finaler Kassensturz quasi, brisant, weil zur großen Kunstshow der schillernden, aber unglamourösen Guggenheim auch immer die Inszenierung ihrer zahlreichen Affären mit berühmten Männern gehörte.

»In meinem Leben ging es nur um Kunst und Liebe«, hören wir sie nun in Lisa Immordino Vreelands Dokumentarfilm »Peggy Guggenheim – ein Leben für die Kunst« sagen, fast so, als weilte sie unter uns. Aber wir ahnen – denn ein Rauschen hat sich auf die Tonspur der Jahrzehnte vor sich hindämmenden Aufnahmen gelegt –, dass sie weit weg ist. Und doch ist diese Stimme, die aus einem gespenstischen Off zu uns dringt, eine seltsam

präsente. Man mag ihr stundenlang zuhören, wie sie erzählt, von den Begegnungen mit all den Großen, die Guggenheim ihre Karrieren verdanken, einige von ihnen gar ihr Leben: nämlich diejenigen, die sie vom untergehenden Kontinent in die neue Welt hinüberrettete. Man könnte sie alle aufzählen, diese großen Namen – längst sind sie feste Koordinaten der Kunstgeschichte. Freilich sagte das wenig aus über das Ereignis Peggy Guggenheim, einer Person, die Kulminationspunkt ist für so vieles, das im 20. Jahrhundert zählt. Man muss diese Stimme selbst gehört haben, brüchig und doch bestimmt. In ihr artikuliert sich immer ein Drang zur Selbstbehauptung.

Behaupten musste sich Peggy Guggenheim auch stets, als Jüdin, als Frau, als Autodidaktin. Nichts Bitteres schwingt in dieser Stimme, in die sich doch auch ein tragischer Tonfall eingespürt hat. Dieser erzählt von den Brüchen in Guggenheims Leben, den tragischen Ehen, den Abtreibungen, der frühen Trennung von ihrem Sohn, vom Tod der geliebten Tochter Pegeen, ihres Zeichens selbst Künstlerin. Es ist ein Verdienst der Regisseurin, ihre Dokumentation nicht zur bloßen Hagiographie werden zu lassen. Vielmehr fungiert sie als Spurensucherin der Widersprüche im Leben der von ihr Porträtierten.

Mit einer Spurensuche begann dabei auch alles: nämlich in der Wohnung der Guggenheim-Biografin Jacqueline Bograd Weld (»Peggy: The Wayward Guggenheim«). »Wo, glaubst du, könnten diese Tonbänder sein?« Eines Tages dann fragte ich sie, ob sie einen Keller habe und den hatte sie. Also durchsuchte ich all die Kisten, die sich dort unten befanden, und ordnete ihre Sachen«, so Vreeland. »Und plötzlich – bingo! – tauchten die Tonbänder in einem Schuhkarton auf. Es war das längste Interview, das Peggy je gegeben hatte und es bildete den Rahmen für unseren Film.«

Natürlich berichtet dieser Film auch von Peggy Guggenheims Künstlern. Von Max Ernst, den sie nach seiner Flucht in die USA heiratete und tragisch liebte, während er immerzu hinter anderen her war; von Jackson Pollock, diesem uramerikanischen Künstler, den sie entdeckte und als Mäzenin förderte; von Marcel Duchamp, der sie in die Kunstwelt einführte, von Man Ray, Dali, Magritte, Tanguy und Kandinsky.

Neben all diesen Begegnungen erzählt Vreelands Film aber auch die Geschichte zweier Kontinente und der Stationen, die die in New York geborene Millionenerbin machte. Paris, London, New York und Venedig heißen die. Zwischen ihnen liegen Ausstellungen, Galeriegründungen, das Entstehen ganzer Kunstrichtungen und der ewige Wunsch, eine Brücke zu schlagen – von der einen in die andere Welt.



Peggy Guggenheim mit einem Mobile des amerikanischen Künstlers Alexander Calder (1898–1976) | © Roloff Beny / Courtesy of National Archives of Canada

Peggy Guggenheim sollte ihr Leben nicht in Amerika, sondern in Venedig beenden. Immer war die Lagunenstadt für sie ein Sehnsuchtsort gewesen. Venedig, ein Stätte des Übergangs, an der man mehr Aggregatzustände zu kennen scheint als anderswo. Es sollte der Ort von Guggenheims Sammlung, ihrem Vermächtnis werden. Die findet sich heute noch in ihrem Palazzo, in dem die Peggy Guggenheim Foundation untergebracht ist. Es ist auch die letzte Ruhestätte Peggy Guggenheims, die in ihrem Garten begraben wurde. Was nur konsequent ist. Denn selten fallen Werk und Leben einer Person derartig in eins wie bei ihr. Neben den Männern war die künstlerische Avantgarde ihre große Liebe. In diesem Sinne hätte es der Regisseurin Lisa Immordino Vreeland auch gut zu Gesicht gestanden, eine avanciertere Position jenseits des Talking-Heads-Konzepts zu wählen. Vielleicht blieb aber für Form- und Stilfragen nicht viel Platz, angesichts dieser großen One Woman Show. ||

PEGGY GUGGENHEIM – EIN LEBEN FÜR DIE KUNST

USA 2015 | Regie: Lisa Immordino Vreeland | 96 Minuten
seit 5. Mai im Kino

Kunst auf Münchens schönster Insel

Als größte Produzentenmesse für zeitgenössische Kunst lädt die ARTMUC Anfang Juni wieder auf die Praterinsel. Sie hat ihre Juryarbeit professionalisiert und präsentiert mehr als 100 ausgewählte Positionen, dazu ein spannendes Begleitprogramm.

ANGELIKA OTTO

Vielen Künstlern fehlt gerade im teuren München die Möglichkeit, sich und ihr Werk der Öffentlichkeit zu präsentieren. Dörthe Bäumer, selbst seit vielen Jahren als Künstlerin in der Wiede Fabrik tätig und schon seit Beginn der ARTMUC 2014 unterstützend dabei, meint: »An so einem teuren Standort wie München ist es unglaublich schwer, Sichtbarkeit herzustellen. Nur seine Ateliertüren aufzumachen oder mit der Mappe von Galerie zu tingeln, reicht eben nicht.«

Die ARTMUC versucht, diese Lücke zu schließen. 2014 von Raiko Schwalbe installiert, der schon 2009 mit seinem Bruder Marco die STROKE ART FAIR gegründet hatte, präsentiert sich die ARTMUC dieses Jahr zum dritten Mal deutlich professioneller als die Jahre zuvor. Ein Creative Board mit fünf Vertretern der Kunstszene wählte dieses Jahr aus über 500 Anträgen die 100 Künstler und Plattformen aus, die auf der Messe zu sehen sein werden.

In der Jury sitzt heuer auch Karin Wimmer, die ebenfalls 2014 ihre Galerie Karin Wimmer contemporary art in der Maxvorstadt eröffnet hatte. Eine Galerie auf einer Produzentenmesse für junge, meist noch namenlose Kunst, wie passt das zusammen? Die herzliche junge Galeristin bringt frischen Wind in den etwas verschlafenen hiesigen Galeriemarkt. Neben ihren Galerieräumen hat sie in ihrem Büro eine kleine »Versuchskammer« für junge Akademiestudenten geschaffen, in der ein Jung-Kuratorteam, benannt »Koordinaten«, im Fünf-Wochen-Turnus Münchner Künstler, meist noch auf oder frisch aus der Akademie der Bildenden Künste, ausstellt. Diese werden auch auf der ARTMUC zu sehen sein.

»Die älteren Galeristen finden meine Beteiligung an der ARTMUC nicht so gut. Doch ich frage mich, wohin der Markt gehen wird mit den heutigen Möglichkeiten der Digitalisierung und Vermarktung. Ich eröffne in Kürze auch einen Online-Shop. Wir haben 2016, da muss man was dafür tun, dass die Käufer in die Galerien kommen, und ihnen auch die Möglichkeit geben, sich mit der Kunst bereits daheim auf dem Sofa beim Durchscrollen auseinanderzusetzen«, erklärt Wimmer. »Die innovativen Sachen mit den jungen Künstlern sind mein

Experimentierfeld. Spannend für mich, aber auch für die jungen Künstler, die sich dadurch professionalisieren. Eine spätere Zusammenarbeit ist nicht ausgeschlossen.« Lea Grebe, eine der jungen Künstlerinnen, die gerade im Office von Wimmer ausstellt, meint dazu: »Man merkt schon, dass ein Werk gleich eine ganz andere Außenwirkung hat und Aufmerksamkeit bekommt, sobald es im Galeriekontext steht.«

Ähnliches will auch die ARTMUC erreichen, weshalb Karin Wimmer dieses Jahr den »Koordinaten« die Möglichkeit gibt, dort in Verbindung mit ihrem Namen zu kuratieren. Am 4. Juni bietet sie zudem auf der ARTMUC einen Talk an, der sich voraussichtlich mit dem Thema »Münchner Kunst« beschäftigen wird. Die Produzentenmesse scheint also auf dem richtigen Weg zu sein. Fast ironisch mutet vor diesem Hintergrund die traurige Nachricht an, dass der einstige Namensgeber, das »ARTMuc«-Magazin, 2011 von Dörthe Bäumer und Christiane Heinrich gegründet und seitdem jedem Kunstfreund unverzichtbarer Begleiter durch das Münchner Kunstleben, im März eingestellt wurde. »Das »ARTMuc« ist aus einer großen Wertschätzung der Münchner Szene geboren, deren Teil ich ja auch bin. In München gibt es hervorragende Kunst, aber wenig Öffentlichkeit dafür. Aber natürlich war das Magazin nicht als Liebhaberprojekt gedacht, sondern es sollte auch ein Grundeinkommen sichern. Nach vereinhalf Jahren mussten wir nun leider Bilanz ziehen und feststellen, dass es eine ehrenamtliche Tätigkeit war, die an Selbstausbeutung grenzte«, so Dörthe Bäumer. Wir werden diesen aufwendig recherchierten, liebevoll berichtenden Journalismus, der fundiert kritisch war, aber nie die Achtung vor den Akteuren der Szene verlor, sehr vermissen. ||

ARTMUC

Praterinsel 3–4, Haupteingang | Vernissage: Do, 2. Juni, 19–22.30 Uhr | geöffnet: Fr, Sa, 3., 4. Juni, 12–20 Uhr; So, 5. Juni, 12–18 Uhr | Tagesticket: 12 (erm. 10) Euro
www.artmuc.info

Anzeige

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Atrium mit Brillanten

Punks im Stress, Lover am Meer, Roboter im Weltall

Filmhighlights im Mai.



Oben: Am Mikro: Alia Shawkat und Anton Yelchin | © Universum Film
Mitte: Ralf Fiennes und Dakota Johnson in »A Bigger Splash« | © Frenetic Films
Unten: im Retroraum durchs All – »The Whispering Star«
© Rapid Eye Movies

CHRIS SCHINKE

Schlechtes Konzert-Booking kann sich auf das Vorankommen junger Musiker fatal auswirken. Ein besonders gravierender Fall von Missmanagement auf Tour ist, wenn man als Punkband in einem Nazischuppen landet. Eben das passiert in Jeremy Saulniers »The Green Room«. Nach dem Achtungserfolg des knallharten Rachethrillers »Blue Ruin«, der auch auf dem Filmfest München eine begeisterte Anhängerschaft fand, legt der junge US-Regisseur nun eine atmosphärisch noch dichtere Arbeit vor, die vor allem unter Horrorfreunden ihre Fans finden wird. »The Green Room« ist nämlich wahrlich nichts für zartbesaitete Gemüter. Läuft das Konzert der jungen Band namens This Ain't Rights um Anton Yelchin für Punk-Verhältnisse noch halbwegs glimpflich ab (ein paar auf Kopfhöhe zielende Bierflaschen, Morddrohungen Richtung Bühne, nichts Ungewöhnliches also), beginnt im Backstageraum schließlich das wahre Grausen. Dort liegt nämlich die Leiche eines jungen Mädchens. Die Band findet sich fortan wieder in einem Hillbilly-Survival-Albtraum, der Anleihen nimmt an Genreklassikern wie »The Hills Have Eyes« oder »The Texas Chainsaw Massacre«. Jeremy Saulnier suspendiert dabei jedoch auf angenehme Weise die Regelmäßigkeit der gegenwärtigen Horrorfilmproduktion, indem er zwar auf Pfaden der Tradition wandelt, an deren Wegbiegungen aber immer wieder mit blutigen Überraschungen aufwartet, die der Zuschauer so bestimmt noch nicht gesehen hat. »The Green Room« hat dabei das Zeug zu einem echten Kultklassiker. Allein schon wegen des Auftritts von Patrick Stewart als oberfiesem Nazischergen sollte man sich diese Schlachtplatte auf keinen Fall entgehen lassen. ||

THE GREEN ROOM

USA 2016 | Regie: Jeremy Saulnier | Mit: Anton Yelchin, Imogen Poots, Patrick Stewart u. a. | 94 Minuten | Kinostart: **2. Juni**

Schöne Menschen machen schöne Dinge unter der Sonne Süditaliens, und ein paar fiese. So ließe sich Luca Guadagninos »A Bigger Splash« zusammenfassen. Darin begibt sich das berühmte Künstlerpaar Paul und Marianne, gespielt von den Arthaus-Lieblingen Matthias Schoenaerts und Tilda Swinton, auf die idyllische Insel Pantelleria, um in der Abgeschiedenheit einen romantischen Urlaub zu verbringen. Tilda Swinton will sich dabei von den Strapazen ihres Rockstardaseins erholen. Der Plan geht nicht ganz auf, denn die Sängerin wird von einem Quälgeist aus der Vergangenheit eingeholt, ihrem Ex-Lover und Plattenproduzenten Harry (nah am Wahnsinn: Ralph Fiennes). Der hat eine junge Frau im Gepäck, die aber nicht seine Geliebte sein soll, sondern seine verdammte sinnliche Tochter (Dakota Johnson). Schnell entspinnt sich ein verhängnisvolles Viereck der Begierde. Das kommt einem irgendwie alles bekannt vor? Kein Wunder, ist Guadagninos »A Bigger Splash« doch eine filmische Hommage an »The Swimming Pool« aus dem Jahr 1969. Alain Delon, Romy Schneider, Jane Birkin und Maurice Ronet brachten sich damals gegenseitig um den Verstand. So richtig auf eigenen Beinen zu stehen und sich von seinen großen Vor-

bildern loszulösen, gelingt »A Bigger Splash« leider nur an den wenigsten Stellen. Ein bisschen wirkt es, als hätte die Mittelmeersonne allen Beteiligten dieses Films ein bisschen zu lange auf den Kopf geschienen. Schön anzusehen ist Luca Guadagninos Psychosex-Variation aber allemal. ||

A BIGGER SPLASH

Italien, Frankreich 2016 | Regie: Luca Guadagnino
Mit: Tilda Swinton, Matthias Schoenaerts, Ralph Fiennes, Dakota Johnson | 124 Minuten | Kinostart: **5. Mai**

Die Zukunft der Menschheit sieht nicht rosig aus, sie ist zu einer gefährdeten Art geworden, in Sion Sonos »A Whispering Star«. Achtzig Prozent der Population bestehen aus Robotern mit künstlicher Intelligenz. Ob es sich dabei um eine schlechte Sache handelt, sei einmal dahingestellt, Androide ID 722 alias Yoko Suzuki ist jedenfalls einer von ihnen. Ihre Aufgabe besteht darin, als einsame Paketbotin Bestellungen in ferne Winkel des

Universums auszutragen. Für die Beförderung hat man ihr ein Retroraumschiff anvertraut, das einem Wohnhaus mit Düsenantrieb gleicht. Dass der Boom der Parcel-Service-Dienstleistung und seiner Expansion in den Weltraum dabei nicht immer eine aufregende Angelegenheit sein muss, erfährt Yoko schnell. Auf quälend langen Fahrten zwischen den Stationen bleibt viel Zeit, um über den Sinn des Daseins nachzudenken – aber halt mal, können Cyborgs das überhaupt? Und kann das der Mensch noch, wenn seine Welt durch technologischen Fortschritt endgültig in Fragmente ohne Zusammenhang zerschlagen ist? »A Whispering Star« des japanischen Regisseurs Sion Sono (»Strange Circus«, »Love Exposure«) sucht nach Antworten. Seine minimalistische Space-Odyssee hangelt sich an der Frage entlang, ob unser Fortschritt auch ein Rückschritt sein kann. Sono reiht sich damit in eine Traditionslinie kontemplativer Science-Fiction ein, die statt auf actionreiche Beschallung auf philosophische Tiefe setzt. Er punktet dabei in beinahe allen Kategorien. Interessant ist, dass gerade Sono, das Enfant terrible des japanischen Kinos, sich mit seinem jüngsten Film in meditativer Stille übt. Statt der maximalen Überdretheit seiner vorigen Arbeiten ist das ein hochwillkommener Tempowechsel. Sachte klopft »A Whispering Star« an die Türen der ganz großen Hausnummern Kubrick und Tarkowskij und braucht sich dabei nicht zu verstecken. ||

THE WHISPERING STAR

Japan 2016 | Regie: Sion Sono | Mit: Megumi Kagurazaka u. a.
104 Minuten | Kinostart: **26. Mai**

Vormerken!

14. Mai bis 17. Oktober

STAR WARS IDENTITIES

Kleine Olympiahalle München

Tickets unter: www.starwarsidentities.com

Die Ausstellung STAR WARS Identities öffnet am 14. Mai 2016 ihre Tore. Bis 17. Oktober lernen die Besucher die einmaligen Star-Wars-Charaktere neu kennen und begeben sich auf eine faszinierende Reise in ihre eigene Identität.

Die exklusive Sammlung zeigt rund 200 Ausstellungsstücke aus dem Lucas Museum of Narrative Art. Sie umfasst Requisiten, Modelle, Kostüme und Kunstwerke. STAR WARS Identities zeigt Originalobjekte aus dem gesamten Star-Wars-Universum, angefangen von der Klassischen Trilogie (1977-1983), der Prequel-Trilogie (1999-2005) bis hin zu dem Animationsfilm »Star Wars: The Clone Wars« (2008) sowie ausgewählte Artefakte aus »Star Wars: Das Erwachen der Macht«. Lieblingsfiguren und -objekte der Fans wie Darth Vader, R2-D2, Chewbacca, Boba Fett, Yoda, der Millennium Falke oder Anakins lebensgroßer Podracer sollen Besucher aller Altersklassen begeistern.

Anzeigen

theaterakademie
august
everding

EIN KLOTZ AM BEIN

Komödie von
Georges Feydeau

AB 31. MAI 2016
AKADEMIETHEATER

INFO & TICKETS
TEL. 089 2185 1970
WWW.THEATERAKADEMIE.DE

HOCHSCHULE
FÜR MUSIK UND THEATER
MÜNCHEN

Tiroler Festspiele Erl Sommer

7. — 31. Juli 2016
Passionsspielhaus und Festspielhaus

Präsident: Hans Peter Haselsteiner
Gesamtleitung: Gustav Kuhn

| | |
|--|--|
| OPERN | KONZERTE |
| Gioacchino Rossini Guglielmo Tell Fr. 8. / Fr. 22. Juli 2016 jeweils 18 Uhr, Festspielhaus | Tschaikowsky – Strauss – Mozart – Rossini – Beethoven u.v.m. |
| Wolfgang Amadeus Mozart Die Zauberflöte Sa. 23. / Do. 28. / Sa. 30. Juli 2016 jeweils 19 Uhr, Festspielhaus | KAMMERMUSIK / SPECIALS |
| | Franui, Alma, Julia Malischnig, Davide Cabassi u.v.m. |

Tickets & Informationen: +43 5373 81 000 20 / www.tiroler-festspiele.at

Die Kinder ernst nehmen

Der Münchner Filmemacher Norbert Lechner hat ein besonders gutes Händchen für moderne Jugendfilmstoffe. Sein neuester Film »Ente gut! Mädchen allein zu Haus« feierte auf der Berlinale Premiere und startet nun im Kino. Ein Gespräch.

Herr Lechner, an wen denken Sie eigentlich zuerst, wenn Sie einen neuen Filmstoff umsetzen? An die Dramaturgen und Redakteure im Kreuz oder an das erste, vorwiegend jüngere Testpublikum?

Ich denke im Prinzip an beides nicht. Viel eher: Würde mir dieser neue Film auch gefallen? Und wenn ja: Warum? Mit den Redakteuren ist es natürlich auch so eine Sache, aber ich produziere meine Filme eigentlich schon am liebsten selbst. Und deshalb denke ich von vornherein auch an das Publikum, wobei ich mich nie anbiedern möchte.

könnt ihr euch für so etwas eigentlich hergeben? Das liegt in der Regel an dem Ansatz dieser Filme: Kinder brauchen das eben so. Die müssen hier genauso spielen. Die Kinder verstehen das sonst nicht, wenn man es ernst spielt, heißt es dann schnell von Seiten der Regie oder von Sendervertretern.

Jetzt haben Sie für Ihren neuen Film »Ente gut! Mädchen allein zu Haus« zum ersten Mal in Halle an der Saale gedreht. Wie war es dort?

Nun ja: Dieses Halle-Neustadt ist natürlich schon ein sehr besonderes Biotop. Die Leute



Norbert Lechner | © Kevin Lee Film

Ihren Hauptdarstellerinnen gesucht: Warum war der Besetzungsprozess diesmal besonders schwierig?

Das Hauptcasting hatten wir zunächst im Oktober 2014 in Berlin, das ging auch noch ganz gut. Aber danach war ich querbeet in den neuen Bundesländern unterwegs, also in Halle, Dresden und Leipzig und so weiter, war aber immer noch nicht fündig geworden für alle Rollen. Und dann habe ich entschieden, dass wir jetzt alle Mittel wählen müssen. Es gab zu dem Zeitpunkt auch noch Probleme mit der Mutter des Mädchens, das Tien (Anmerkung der Redaktion: Linda Phuong Anh Dang) im Film spielt, weil sie einen Rückzieher gemacht hatte. Aber wir haben ihr dann schon noch mal gut zugeredet ... Von der Methode her, gebe ich allen Kindern aus den Endrunden immer eine kleine, improvisierte Szene vor, damit ich sofort ein Gefühl von deren Spiel vor der Kamera bekomme. Insgesamt hatten sich beim letzten Mal gut 400 Mädchen gemeldet, das war schon der Wahnsinn.

Ihr neuer Film ist im Rahmen der Initiative »Der besondere Kinderfilm« entstanden: Was verbirgt sich hinter diesem Label? Was macht jene Filme tatsächlich so besonders?

In der Branche hat man den Film lange stiefmütterlich behandelt. Das war, als ich begonnen hatte, sogar noch viel schlimmer: »Aha, du machst also Kinderfilme.« Da erntete ich früher schnell mitleidige Blicke. Mittlerweile ist das besser geworden. Die öffentlich-rechtlichen Anstalten unterstützen nun auch diese Initiative in besonderem Maße, weil hier Originalstoffe ausgezeichnet werden.

Zuletzt noch eine Frage zum Besetzungscoup von Lena Stolze alias »Frau Trost«: Wie haben Sie sie dazu gebracht, bei »Ente gut! Mädchen allein zu Haus« mitzuspielen? Denn der frühere Michael-Verhoeven-Star war wirklich lange auf keiner Kinoleinwand mehr zu sehen.

Für mich schließt sich da ein Kreis, weil ich sie bereits vor 25 Jahren für meinen Debütfilm angefragt hatte. Damals war sie allerdings gerade schwanger und konnte einfach nicht mitmachen. Und bei den nächsten Projekten war leider einfach keine Rolle für sie dabei. Es macht mir selbst große Freude, sie endlich wieder spielen zu sehen. ||

INTERVIEW: SIMON HAUCK

Am Anfang war das Fernrohr. Norbert Lechners Film für ein junges Publikum beginnt mit einem gelungenen, raffiniert verspielten Vorspann, in dem lustvoll von innen nach außen geblinzelt wird. Ein Schelm, wer da an Hitchcocks »Das Fenster zum Hof« denkt. Schelmisch, aber nicht ausschließlich kindlich ist überhaupt der Ton im neusten Kinderfilm des gebürtigen Augsburger Filmemachers, der seit Jahren ein Filmbüro in Haidhausen unterhält. Mit seinen eigenwilligen Arbeiten wie »Tom und Hacke« konnte er in der Vergangenheit bereits mehrere Preise einheimen.

Diesmal erzählt er zusammen mit seinen Drehbuchautorinnen Antonia Rothe-Liermann und Katrin Milhahn aus der Mädchen-Perspektive. Eines der Mädchen heißt Pauline: Sie ist elf Jahre alt – und Spionin. Bewaffnet mit einem Fernrohr verkörpert sie die »Big Sister« innerhalb einer anonymen Plattenbausiedlung in der ehemaligen DDR-Musterstadt Halle an der Saale. Dabei entdeckt das Mädchen (Lisa Bahati Wihstutz) rasch, dass in ihrer unmittelbaren Umgebung etwas faul ist: Linh und Tien, die beiden vietnamesischen Nachbarskinder, sind schon seit Tagen ohne Erwachsene unterwegs. Auf sich gestellt, bemühen sie sich tatkräftig darum, den Imbiss ihrer Mutter am Leben zu halten. Kinder ohne Eltern? Das kann nicht sein – und erst recht nicht so bleiben! Somit ist Ärger in der Schule für die beiden Mädchen schnell vorprogrammiert. Als dann die aufmüpfige Pauline plötzlich auch noch das von ihr entdeckte Geheimnis weiter hinausposaunen möchte, nimmt auch Lechners Film Fahrt auf: Polizei, Razzia, Jugendamt und Schutzgelderpressung.

Nein, zu wenige inhaltliche Plot-Bausteine hat der Münchner Regisseur beileibe nicht in »Ente gut! Mädchen allein zu Haus« gepackt: Mitunter eher zu viele, da auch der heikle Komplex »Das Leben vietnamesischer Minderheiten in Deutschland« filmisch mitverhandelt wird, nicht ohne vor Platteiten zurückzuschrecken. Thematisch mutig ist das trotzdem allemal für den zweiten Sieger der Förderinitiative »Der besondere Kinderfilm«, der im Februar als einziger deutscher Beitrag in der Berlinale-Sektion »Generation KPlus« seine Weltpremiere feierte.

Aus dem überzeugenden Darstellereensemble, bestehend aus Andreas Schmidt, Steffi Kühnert und Jörg Witte, sticht neben den drei Jungschauspielerinnen besonders eine alte Bekannte des bayerischen Films heraus: die ehemalige Michael-Verhoeven-Muse Lena Stolze. Als »Frau Trost« ist sie – endlich wieder einmal – in einer Kinorolle zu erleben: Denn mit ihrem Spiel kommt Magie in Norbert Lechners Film, der sich so in seinen besten Momenten zum Glückskeks für Jung und Alt verwandelt. || sh

ENTE GUT! MÄDCHEN ALLEIN ZU HAUS

Deutschland 2016 | Regie: Norbert Lechner
Mit: Lynn Dortschack, Lisa Bahati Wihstutz, Linda Phuong Anh Dang, Andreas Schmidt, Lena Stolze, Y Nhung Dinh, Chieu Xuan Nguyen Thi u. a.
96 Minuten | Kinostart: 26. Mai 2016



Überraschung für Tien | © Kevin Lee Film

Der Kinder- und Jugendfilm selbst hat ja auch in Deutschland eine besondere Tradition: zuerst lange belächelt, dann immer erfolgreicher, auch auf kommerzieller Seite. Gerade seit den späten 1990ern ist wieder jede Menge Schwung darin. Welchen Platz möchten Sie in diesem Genre einnehmen?

Für mich ist es schon wichtig, wo der deutsche Film dort aktuell steht, auch international gesehen: Was gibt es da zum Beispiel für Referenzen im Kinder- und Jugendfilm? Doch mit den meisten deutschen Kinderfilmen aus den letzten zehn Jahren konnte ich ehrlich gesagt wenig bis gar nichts anfangen. Aus diesen Produktionen konnte ich für meine Arbeit nichts herausziehen. Es gibt tatsächlich nur wenige Ausnahmen, das muss ich hier so klar sagen: Aber »Oskar, Rico und die Tieferschatten« zum Beispiel hat mir gut gefallen. Ansonsten kommt da erst mal lange nichts.

Was stört Sie denn an diesen deutschen Kinderfilmen so sehr?

Mich stört vor allem, dass die Kinder darin nicht ernst genommen werden. Dagegen kasperln gerade erwachsene, gestandene Schauspieler oft nur albern herum in diesen Filmen, was dann wirklich an Fremdschämen grenzt. Und wo ich mir dann schon mal denke: Wie

sind dort wirklich so, wie ich sie auch in meinem Film zeige. Etwas eigensinnig und merkwürdig. Aber ich wollte unbedingt einen Film machen, der eben nicht wie München aussieht. Bei den ersten Besichtigungen dachte ich mir, dass man hier auch sofort einen Endzeitfilm drehen könnte. Problemlos. (lacht) Es gibt hier echt ein schrilles Klientel.

Auffällig an Ihrer Arbeit ist außerdem, dass Sie ihre jeweils neuesten Filme immer zuerst einem Kinderpublikum zeigen, zum Beispiel in Klassen: Warum gehen Sie stets diesen amerikanischen Weg?

Zum einen ist es so, dass man eben diese einmalige, unmittelbare Reaktion hat und die quasi miterlebt. Die Kinder fragen einfach sofort nach, wenn sie etwas nicht verstehen: Warum ist das so? Das verstehe ich jetzt nicht! Wenn zum Beispiel eine Drehbuchstelle unverständlich ist oder es in einer Schnittfassung auffällig hapert, dann ist es für mich sehr wichtig mitzubekommen, woran das gerade liegt. Hier kann ich noch gegensteuern und etwas verändern.

Für das Casting wählen Sie mitunter auch ungewöhnliche Wege. Für »Ente gut! Mädchen allein zu Haus« hatten Sie zuletzt sogar in Werbeblättern wie »Hallo München« nach

Anzeige

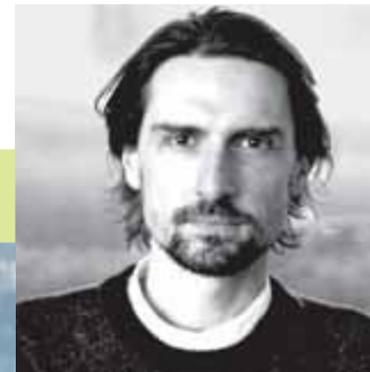


REALFICTION
www.realfictionfilme.de



Den Wolf in sich entdecken

Philip Koch zersetzt in seiner bös-ironischen Komödie »Outside the Box« die Absurditäten unserer Leistungsgesellschaft.



Oben: Regisseur Philip Koch | © Max von Treu
Links: teambildende Maßnahmen in Südtirol
© Davide Perbellini



nach seiner Premiere auf dem Filmfestival in Cannes heftig umstritten. Das beklemmende Knastdrama in Schlachtschiffgrau ist nicht vergleichbar mit der heiter-bösen Ironie von »Outside the Box« – und bearbeitet doch dasselbe Thema: den Kampf ums Überleben im begrenzten Raum. Darwinismus kann sich im Gefängnis abspielen, in der Grenzenlosigkeit des Waldes, oder eben im Assessment Center einer Firma nebst voll automatisierter Kaffeemaschine. Denn ob in einer Zelle oder in den Zellen unserer eigenen Haut: Gefangene sind wir alle. ||

OUTSIDE THE BOX

Deutschland 2015 | Regie: Philip Koch
Mit: Volker Bruch, Stefan Konarske, Lavinia Wilson
86 Minuten | Kinostart: **26. Mai**

Anzeige

ISEULT GRANDJEAN

Mit Waldromantik fängt es an. Eher ungewöhnlich für einen Film über den Leistungsdruck moderner Manager und am Ende doch so treffend: Gräserwogen, Grillenzirpen. Ein einsamer Frosch auf der Landstraße. Dann surrt ein Bus über die Landstraße, eine Stimme sagt Sätze wie »Der Strategiepart ist ja okay, aber die key issues sind noch mega fuzzy« und dem Zuschauer wird instinktiv klar: Philip Koch lässt hier zwei Welten aufeinanderknallen, beide Seiten eines darwinistischen Überlebenskampfes.

»Outside the Box« heißt der Film des Münchner Regisseurs, der letztes Jahr auf dem Filmfest München Premiere feierte und jetzt in die Kinos kommt. Er erzählt die Geschichte von vier Mitarbeitern einer Beratungsfirma, die auf ein Teambuilding-Event in Südtirol geschickt werden; beim Klettern im Hochseilgarten sollen sie sich über die eigenen Grenzen schwingen. Und um die Belastbarkeit der karrierehungrigen High Performer bestmöglich zu testen, setzt die PR-Managerin der Firma noch eine fiktive Entführung obendrauf. Was sie wiederum nicht weiß: Die angeheuertten Schauspieler wittern ihre Chance auf das große Geld, tauschen die Paintballpatronen gegen echte Kugeln und machen aus dem Rollenspiel kurzerhand Ernst.

Philip Koch beweist in seiner humorvollen Milieustudie jedoch eindrucksvoll, dass dieses Spiel mit Schein und Sein eigentlich obsolet geworden ist. Der größte Feind ist längst nicht mehr ein dilettantisches Gangsterpaar oder eine autoritäre Instanz, sondern wir selbst. Wir haben die Dogmen der Leistungsgesellschaft inhaliert, rennen mit nervösem Blick auf unsere Mitmenschen durchs Leben, machen sie es besser, schaffen sie es schneller, kommen sie höher? Fast wünsche er sich manchmal den brutalen, aber ehrlichen Sozialdarwinismus der Neunziger zurück, erzählt Philip Koch, als ein simples Survival of the Fittest regierte und der Mensch des Menschen Wolf war – »heute ist er eher ein Fuchs, der dich erst mal nett anlächelt«. Heute trägt der Wolf Anzug und gibt dir um sechs Feierabend, erwähnt aber, dass alle anderen bis acht bleiben. Heute muss man den Wolf in sich erst noch entdecken.

Seinen eigenen Wolf hat Philip Koch schon einmal gespürt: Als Recherche für den Film nahmen er und sein Team an einem Survivaltraining in Berchtesgaden teil. Nach kurzer Zeit verschwand ihr Guide – natürlich eines dieser Rollenspiele, dachten sie. Ohne uns. Sie liefen also bis zur nächsten Hütte und bestellten ein Bier. Stunden später kam der Guide zurück, völlig zerkratzt und mit blutigen Rissen in der Haut. Er war tatsächlich irgendwo abgestürzt. »Wir sind von der permanenten Inszenierung schon abgestumpft«, sagt Philip Koch bedauernd, und bei diesem Thema wird er leidenschaftlich: »Für mich besteht der Wert des Menschen nicht darin, was wir leisten – sondern darin, was wir sind«.

»Outside the Box« ist nicht nur eine Parabel auf die Perversitäten der modernen Leistungsgesellschaft, sondern auch eine persönliche Anspielung des Regisseurs auf das Haifischbecken Filmindustrie. Während ein grauer Himmel vor den Fenstern hängt, erzählt Philip Koch in einem Münchner Café vom Konkurrenzdruck in seiner Branche. Alle Künstler, aber besonders Filmemacher sehen sich einem scheinbar unlösbaren Paradox gegenüber: Wie soll man einen eigenen Stil ausbilden, wenn man am Ende für ein konkretes Publikum produziert? »Als Künstler darfst du eigentlich nicht daran denken, was der Zuschauer will, sondern nur daran, was du willst«, meint Koch. Die Entwicklung einer eigenen Handschrift ist dem jungen Regisseur in Zeiten verzweifelter Assimilation besonders wichtig. An der Münchner Hochschule für Film und Fernsehen, wo er Regie studierte, hat Philip Koch gelernt, diesem Impuls der Fügsamkeit nicht nachzugeben: »Das Urteil von Professoren ist einigen so viel wert, dass sie das über ihre eigene Individuation stellen«.

Die Angst vor der natürlichen Auslese greift um sich – aber was in der Natur ein sinnvoller Regulationsmechanismus ist, kann im Film gefährlich werden: Gefälligkeit ist Gift für die Kunst. Deshalb ist eines für Philip Koch unabdingbar: »Man darf sich dem Publikum niemals anbiedern.« Und wenn man Glück hat, trifft man einen Nerv: Sein Langfilmdebüt »Picco«, in dem er den Foltermord in der Justizvollzugsanstalt Siegburg verarbeitet, war

30 JAHRE
Gasteig
Kultur für München

TANZ DEN GASTEIG
Das Jubiläumsfest
für alle

21. Mai
2016

Tanzen, feiern, zuschauen
von Mittag bis Mitternacht
21. Mai – Eintritt frei!
Entdecke deinen Gasteig!
gasteig.de



»Café Waldluft« | © dejavu film



»Von Männern und Vätern«
© Echo Film GmbH

Auflösung von Fantasie und Wirklichkeit



»Transit Havana« | © Kloos & Co. Medien

Neben zahlreichen Werken, die die aktuelle Flüchtlingssituation im In- wie im Ausland zum Thema haben, bleibt auf dem DOK.fest in diesem Jahr auch genügend Raum für kuriose Entdeckungen – wie etwa »Horse Being« über die Transformation eines Menschen zum Tier.

THOMAS LASSONCZYK

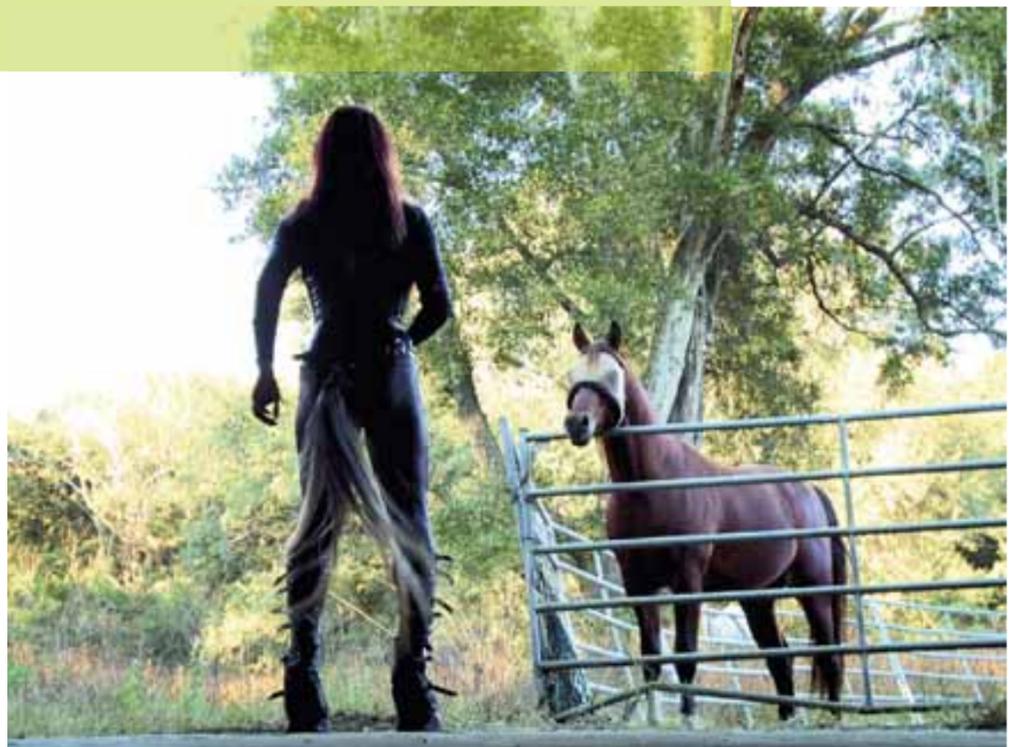
Die Welt ist im Umbruch, die Menschen sind in Bewegung, verlieren ihre Heimat, suchen eine neue – noch nie haben uns die Themen Asyl und Flucht, Auswanderung und Immigration mehr beschäftigt, mehr herausgefordert als in diesen Tagen. Themen, die nun auch von zahlreichen Filmemachern aufgegriffen werden. Deren Werke sind vom 5. bis zum 15. Mai auf dem 31. Internationalen Dokumentarfilmfestival, kurz DOK.fest genannt, zu sehen. Die Veranstalter haben der aktuellen Problematik in diesem Jahr eine eigene Reihe unter der Rubrik DOK.transit gewidmet. Hier ist unter anderem Matthias Kossmehls »Café Waldluft« zu sehen, in dem auf einzigartige Weise der Clash der Kulturen dokumentiert wird. Im Fokus steht »Mama« Flora, eine mindestens so korpulente wie herzensgute Wirtin, die ihr titelgebendes Ausflugslokal zu Füßen des Watzmanns kurzerhand zu einer Heimstatt für junge männliche Asylbewerber umfunktioniert hat. Die Kamera zeigt Alltagssituationen und lässt Urbayern ebenso zu Wort kommen wie Syrer und Afghanen. Auch wenn die Flüchtlinge inmitten voralpenländischer Folklore verloren wirken, gibt der Film in seiner Grundstimmung ein gutes Beispiel, wie Integration funktionieren kann: pragmatisch, direkt und vorurteilsfrei. In der gleichen Sektion läuft auch »Les Sauteurs«, mit dem Esthephan Wagner und Moritz Siebert ein interessantes Experiment wagen. Sie haben Abou Bakar Sidibé eine Kamera in die Hand gedrückt und ihn so zum Regisseur gemacht. Der Mann aus Mali lebt seit über einem Jahr an der Nordspitze Marokkos und hofft mit hunderten anderen darauf, den Zaun zur spanischen Enklave und damit nach Europa überwinden zu können. Sidibé filmt das Lagerleben, Menschen beim Kochen, Fußballspielen, bei den Fluchtvorbereitungen – amateurhaft, mit Handkamera, es wackelt und ruckelt gewaltig – doch genau dadurch entsteht ein schmerzhaft authentisches Bild von afrikanischen Flüchtlingen an Europas Außengrenzen. Mitten ins Kriegsgebiet, oder zumindest an dessen Rand, zerrt



Kommt nach München: **Andres Veiel** | © Andres Veiel

Dabei wird neben den katastrophalen Verhältnissen in puncto Hygiene, Verpflegung und Unterbringung, unter denen die Jungen und Mädchen dort leben müssen, vor allem eines deutlich: die große Sehnsucht, nach Hause zurückkehren zu können, und der unsägliche Hass gegenüber denjenigen, die ihnen ihre Heimat geraubt haben.

Das 31. DOK.fest bietet in zehn Tagen ein Programm von 151 Dokumentarfilmen aus 46 Ländern. Sie verteilen sich auf die Hauptreihe DOK.international mit dem Wettbewerb, in dem unter anderem »Sonita« (Kinostart: 12. Mai) über die gleichnamige 18-jährige Rapperin aus Afghanistan zu sehen ist, eine weitere Wettbewerbsschiene namens DOK.deutsch mit Filmen aus dem deutschsprachigen Raum, sowie auf DOK.guest, wo in diesem Jahr die Tschechische Republik und die Slowakei als Gastländer vertreten sind. Eingeladen wurde auch Andres Veiel, dem in diesem Jahr die Retrospektive gewidmet ist. Bestens bekannt ist der Stuttgarter Dokumentarfilmer für »Black Box BRD« aus dem Jahre 2001, dem vielschichtigen Doppelporträt des Deutsche-Bank-Sprechers Alfred Herrhausen und des RAF-Terroristen Wolfgang Grams. Veiels Meisterstück ist ebenso auf dem DOK.fest vertreten wie unter anderem »Balagan« über eine deutsch-palästinensische Theatergruppe, »Die Überlebenden« (1995), der damals den Hauptpreis auf dem Münchner Dokumentarfilmfest gewann, oder sein bisher einziger Spielfilm »Wer wenn nicht wir«. Aber Veiel wird nicht nur alle seine Werke persönlich vorstellen, er hat auch noch eine Überraschung im Gepäck: erste Skizzen



Tierische Transzendenz: In »Horse Being« bereitet sich ein Mann auf seine Transformation zum Pferd vor | © Kidam

uns förmlich Mani Yassir Benchelah. »This is Exile – Diaries of Child Refugees« läuft zwar in der Reihe DOK.horizonte, der Wettbewerbsreihe für Filme über Länder im Umbruch, könnte aber genauso gut bei DOK.transit gezeigt werden. Benchelah hat für seine erschütternde Dokumentation aus Syrien stammende Kinder zwischen sieben und 16 Jahren in libanesischen Flüchtlingslagern besucht und zu ihrer Situation befragt.

seines neuen Films über Joseph Beuys. Im Rahmen einer Masterclass Montage erklärt der Filmemacher, wie man in 450 Stunden Audio- und Videomaterial, 20000 Fotos und 80 Stunden selbst gedrehte Interviews mit Zeitzeugen und Wegbegleitern des Künstlers eine Struktur bekommt.

Wenn man einen weiteren Schwerpunkt auf dem DOK.fest ausmachen möchte, dann ist es vielleicht die Suche nach Identität. Zumindest setzen sich drei Werke, wie sie nicht unterschiedlicher sein könnten, damit auseinander. In »Von Männern und Vätern« (DOK.deutsch) geht Andreas Pichler auf augenzwinkernd-amüsante Weise der Frage nach, was es bedeutet, heutzutage ein Mann zu sein. Ein weiterer Film untersucht ein Phänomen, das seit Kurzem auf Kuba auszumachen ist: Mariela Castro, die Tochter des Staatschefs Raul Castro, unterstützt in ihrem Land Transsexuelle, die auf eine Geschlechtsumwandlung warten. In »Transit Havana« (DOK.international) porträtiert Regisseur Daniel Alma drei Menschen, darunter Odette, die früher einmal Kubas bester Panzerfahrer war. Die Interviews unterschneidet er mit prächtigen, farbenfrohen Bildern einer Stadt, in der die sexuelle Revolution nicht mehr aufzuhalten zu sein scheint. Eine völlig andere Identität hat der 50-jährige Karen in Jérôme Clément-Wilz' »Horse Being« (ebenfalls DOK.international) im Sinn. Er bereitet sich auf seine Transformation in ein Pferd vor und spielt als Vorbereitung dazu ein Pony – mit Trense, Zaumzeug, Hufstiefeln, Mähne, Schweif und allem, was dazugehört. Ein völlig abgefahrener, exzellent fotografierter Film über kuriose Leidenschaften und seltsame Fetisch-Vorlieben, in dem die Grenzen zwischen Fantasie und Wirklichkeit kaum noch auszumachen sind. ||

DOK.FEST

31. INTERNATIONALES DOKUMENTARFILMFESTIVAL
MÜNCHEN

Verschiedene Spielorte | 5. bis 15. Mai 2016 | vollständiges Programm und Spielzeiten unter: www.dokfest-muenchen.de



Tina (Carolyn Genzkow) kämpft mit ziemlich realen inneren Dämonen
© Koch Films (2)



Mit seinem feinen skurrilen Horrorfilm »Der Nachtmahr« mischt Künstler und Regisseur AKIZ die deutsche Filmszene auf.

In Stroboskopgewittern



AKIZ | © Filmfest München

»Ich mag es, feste Vorstellungen über den Haufen zu werfen. Oder auch Klischees und Tabus. Das habe ich immer gerne gemacht.« Was Louis Malle einst über sich und seine Art des Filmemachens sagte, könnte heute genauso gut aus dem Munde von Achim Bornhak, Jahrgang 1969, stammen: Denn Bornhak aka AKIZ – so lautet sein Künstlerpseudonym – ist radikal anders, ein im positiven Sinne Verrückter, der für seine künstlerischen Impulse gerne mal Haus und Hof riskiert: mit nunmehr durchschlagendem Erfolg. Ohne Rücksicht auf persönliche Verluste – und realisiert mit einem Mikrobudget von gerade einmal knapp 100 000 Euro – hat er das vollbracht, was alle Schweigers, Schweighöfers und X-Filmer der Kinonation nicht einmal im Ansatz packen: den neuesten deutschen Film zu schaffen!

»Der Nachtmahr« heißt diese stroboskopflirrende Wunderrakete aus der eigenwilligen Schmiede des bildenden Künstlers Bornhak. Darin bekommt ein 17-jähriges Mädchen Besuch von ihrem personifizierten Unbewussten – einem kleinen Monster. Das Viech sieht ein bisschen aus wie E.T. und hat auch etwas

vom »Herr der Ringe«-Knlich Gollum. An der Vorlage zu dem skurrilen Wesen arbeitete Bornhak intensiv seit 2001. Schon nach wenigen Minuten erschreckt es die 17-jährige Tina (Carolyn Genzkow). Fintenreich – und filmhistorisch bestens geschult (Bildgestaltung: Clemens Baumeister) – zelebriert sich dieses wunderbar halbseidene Nachtschattengewächs in Form einer deutschen Indieperle von Beginn an auch selbst ganz ungeheuer. Prompt – und zigfach unvermittelt – wird Tinas fragile Psyche szenenweise mit der des Zuschauers so

emphatisch durch den Mixer gequirlt, dass es wirklich ein Höllenspaß ist. So verblüfft das AKIZ'sche Filmuniversum während der extrem kurzweiligen 92 Minuten immer wieder mit gekonnten Freak-out-Phantasmagorien: Trugbilder tauchen auf, innere Stimmen sind zu hören. Unterbrochen wird das Ganze durch häufige Schwarzblenden und harte Schnitte: Spätestens jetzt hat das Publikum vergessen, dass es sich hier tatsächlich um eine deutsche Kinoproduktion handelt – Argento-, Kubrick-, Lynch-Hommagen hin oder her. Und wenn dann

noch der wuchtbrummende Electro-Schranz-Tanz-Soundtrack aus der Feder des Szene-Edelpunks Alec Empire losdonnert, gibt es eh kein Halten mehr auf den Sitzen. Ein rauschhafter Knock-out-Film ist AKIZ mit »Der Nachtmahr« gelungen, absolut clubtauglich mit dem Rüstzeug zum Klassiker.

Was muss es nun erst für eine Freude für denselben Mann sein, der 1999 bei seinem Los-Angeles-Abenteuer einst mühselig lernen musste, sich ohne big money bei Uncle Sam durchzuschlagen und kümmerlich im Wohnwagen zu hausen, anstatt im schnecken Anzug auf Hollywoodpartys zu netzwerken. 2016 ist das nun ganz anders: Nach seiner Uraufführung auf dem letztjährigen Filmfest München, hat Bornhaks Jugenddeliquen-Thriller in der Zwischenzeit einen internationalen Siegeszug angetreten: Zum Lohn der Mühen hagelte es zuletzt beispielsweise in Saarbrücken gleich zwei Preise. Pipikaka-Humor und Romanzenterror waren gestern im deutschen Kino: Jetzt kommt AKIZ, der Streuner. || sh

DER NACHTMAHR

Deutschland 2015 | Regie: AKIZ | Mit: Carolyn Genzkow, Wilson Gonzalez Ochsenknecht, Kim Gordon u.a. | 92 Minuten | Kinostart: 26. Mai

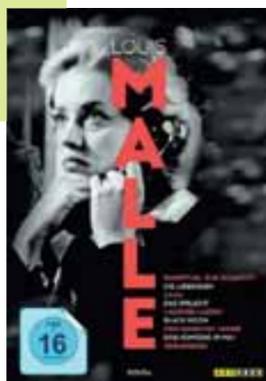
Der charmante Provokateur



»Die Liebenden« | © Studiocanal

Eine neue Edition widmet sich dem Werk des französischen Ausnahmeregisateurs Louis Malle.

dem Weg räumen zu lassen ... Oder die herb-poetischen Blicke derselben grande actrice – und zeitweiligen Bettgefährtin des Regie-Asses –, wenn sie vom Ehekerker gelangweilt zu einem Jungen in die Badewanne steigt im damaligen Kinokandalon »Die Liebenden«, der gleich in mehreren Ländern umgeschnitten werden musste – oder gar nicht erst in die Lichtspielhäuser kam. Oh mon dieu! Non, non: Louis Malle's Euvre kennt wahrlich kein Pardon. Im Gegenteil: Mit kindlicher Lust am Chaos (»Zazie«) und einer sehr erwachsenen Freude an der Zertrümmerung von Tabus (wie Selbstmord in »Das Irrlicht«) und bourgeois Konventionen (»Verhängnis«) schuf der französische Weltenbummler rasch ein numerisch zwar überschaubares, aber filmhistorisch umso herausragenderes Werk. Eine gelungene Wiederentdeckung seiner Klassiker wie manch eigenwilliger Experimente (z. B. mit Therese Giehse in der surrealen Alice-in-Wonderland-Groteske »Black Moon«) bietet nun eine echte Premiumveröffentlichung seiner Filme (mit entweder 9 DVDs oder 5 Blu-rays), die bei Arthaus erschienen ist. Hier lebt das frech-frivole Genie des ausgebufften Schürzenjägers Malle, der drei Kinder mit drei Frauen zeugte, wirklich wieder auf. Ergänzt durch



Edition Louis Malle | 38,99 Euro

hörenswerte Bonus-Features (u. a. mit Volker Schlöndorff, der das Regieführen einst selbst beim französischen Meisterfilmer erlernte) und zahlreiche Extrafilme (wie beispielsweise zwei selten gezeigten Dokumentararbeiten des ehemaligen Zauberlehrlings von Jacques-Yves Cousteau) ist die Edition schon jetzt ein sicherer Kandidat für die Home-Entertainment-Unterhaltung des Jahres: nichts weniger. || sh

»Ich habe immer gerne die Scheiße aufgewirbelt, wenn ich das mal so sagen darf.« Aus dem Munde eines schwerreichen Industriellensöhnchens klang das in den 1960ern natürlich noch provokant. Der damalige O-Ton-Geber hieß Louis Malle – und bekam gerade mehrere Drehbuchangebote aus den USA. Kein Zweifel, seine ersten Leinwand-Paukenschläge hatten schnell Filmgeschichte geschrieben und sich irreversibel ins kollektive Gedächtnis der Filmkunst eingeschrieben: Wer kennt sie nicht, diese superben Nachkriegskino Momente? Zum Beispiel Jeanne Moreau – zu den Klängen von Miles Davies – im Jahrhundertfilm »Fahrstuhl zum Schafott« (1957): Als dissonant-brüchige Femme fatale hetzt sie nachts – aufgescheucht wie eine wilde Katze – durchs finster-morbide Paris der Existenzialisten, um ihren eigenen Ehemann aus

Anzeige

RADSPIELER

Seit 1841



In München nur bei
Radspieler

F. Radspieler & Comp. Nachf.
Hackenstraße 7 · 80331 München
Telefon 089/235098-0

Slapstick mit Bismo und Plom

Die Münchner Game-Entwickler »Klonk« gehören zu den großen Gewinnern des diesjährigen Deutschen Computerspielpreises. Ihr mit Herzblut entstandenes »Shift Happens« weiß Spieler aller Altersklassen zu begeistern. Wir haben seine Macher besucht.

BENEDIKT FRANK

Erst steigt man sehr, sehr viele Stufen hinauf, auf denen steht, wie viele Kalorien man angeblich beim Weg nach oben schon verbrannt hat. Dann muss man durch einige Türen gehen, Gänge entlang, wieder eine Treppe runter, um einen alten Lastenaufzug herum und schließlich durch noch mehr Türen. Schon der Weg zum Büro des Münchner Videospieldesigners Klonk wirkt wie ein Spiel, mit Punkten für den Aufstieg und einem Labyrinth, das das Ziel verbirgt. Vielleicht hat dieser abenteuerliche Weg zur Arbeit dazu beigetragen, dass Klonks

Spiel »Shift Happens« einer der großen Gewinner des diesjährigen Deutschen Computerspielpreises (DCP) ist.

Für den Hauptpreis als »Bestes Deutsches Spiel« hat es bei der Preisverleihung in der BMW-Welt Ende April zwar nicht gereicht. Der ging an »Anno 2205«. Sicher ein ordentliches Spiel, aber keine besonders mutige Juryentscheidung, denn es handelt sich um die fünfte Fortsetzung einer erfolgreichen Aufbastrategie-Reihe. Doch Klonk konnte sich dafür in den beiden Kategorien »Bestes Gamedesign« und »Bestes Kinderspiel« durchsetzen. Wobei sicher nicht nur die Jüngsten ihre Freude an dem Jump'n'Run haben dürften. Außer der Ehrung bedeutet der Preis für die Entwickler, dass sie zwei Riesenschecks über insgesamt 65 000 Euro mit nach Hause nehmen.

Das Spiel ist für alle interessant, die nicht nur alleine vor dem Bildschirm sitzen wollen. Es gibt zwar einen Singleplayer-Modus, doch der eigentliche Clou ist, dass »Shift Happens« von seinen Spielern fordert, sich untereinander abzusprechen. Denn nur gemeinsam gelingt es, die beiden wackelpuddingartigen Farbmännchen Bismo und Plom durch den Parcours zu steuern. Eine zentrale Mechanik ist dabei, dass die beiden auch die Größe wechseln können. Wenn der rote, eher grantige Bismo groß ist, ist der blaue, freundliche Plom klein und umgekehrt. Der jeweils Größere kann den Kleineren durch die Luft werfen. Nur wenn man diese Fähigkeit richtig einsetzt, kann man die Rätsel lösen. Es macht aber ebenso Spaß, den Mitspieler zwischendurch in die falsche Richtung zu schleudern. Man führt dann quasi Slapstick auf.

Klonk ist ein junges Studio. Die zehn Entwickler kennen sich aus dem Studium an der Mediendesign Hochschule München. Entsprechend familiär geht es in dem recht kargen Büro im Werk 1 auf dem Gelände der früheren Pfanni-Fabrik zu. Wenn der Geschäftsführer Oliver Machek Teammitglieder vorstellt, beginnt er seine Sätze immer wieder ähnlich. »Elena Reinertz würde man wohl als Creative Lead bezeichnen«, zum Beispiel, oder: »Michael Schilbach würde man als Lead Programmierer bezeichnen.« Das würde man, in einem größeren Unternehmen, in dem man nicht ohnehin befreundet ist und in dem die Hierarchie viel wichtiger ist, als wenn man sich wie hier quer über die im Kreis gestellten Tische mal eben etwas zurufen kann.

Der Filmfernsehfonds Bayern unterstützte das Spiel bereits lange, bevor es nun ausgezeichnet wurde. 2013 gab es erst



Spiele für kreative Leute ohne nennenswerte Kenntnisse? | © Klonk

70 000 Euro zur Entwicklung eines Prototypen, was den Startschuss für die neue Firma darstellte. Anfang 2015 folgten 45 000 Euro Produktionsförderung. Ohne solche finanzielle Unterstützung ist es in Deutschland kaum möglich, als kleine Firma Videospiele zu produzieren.

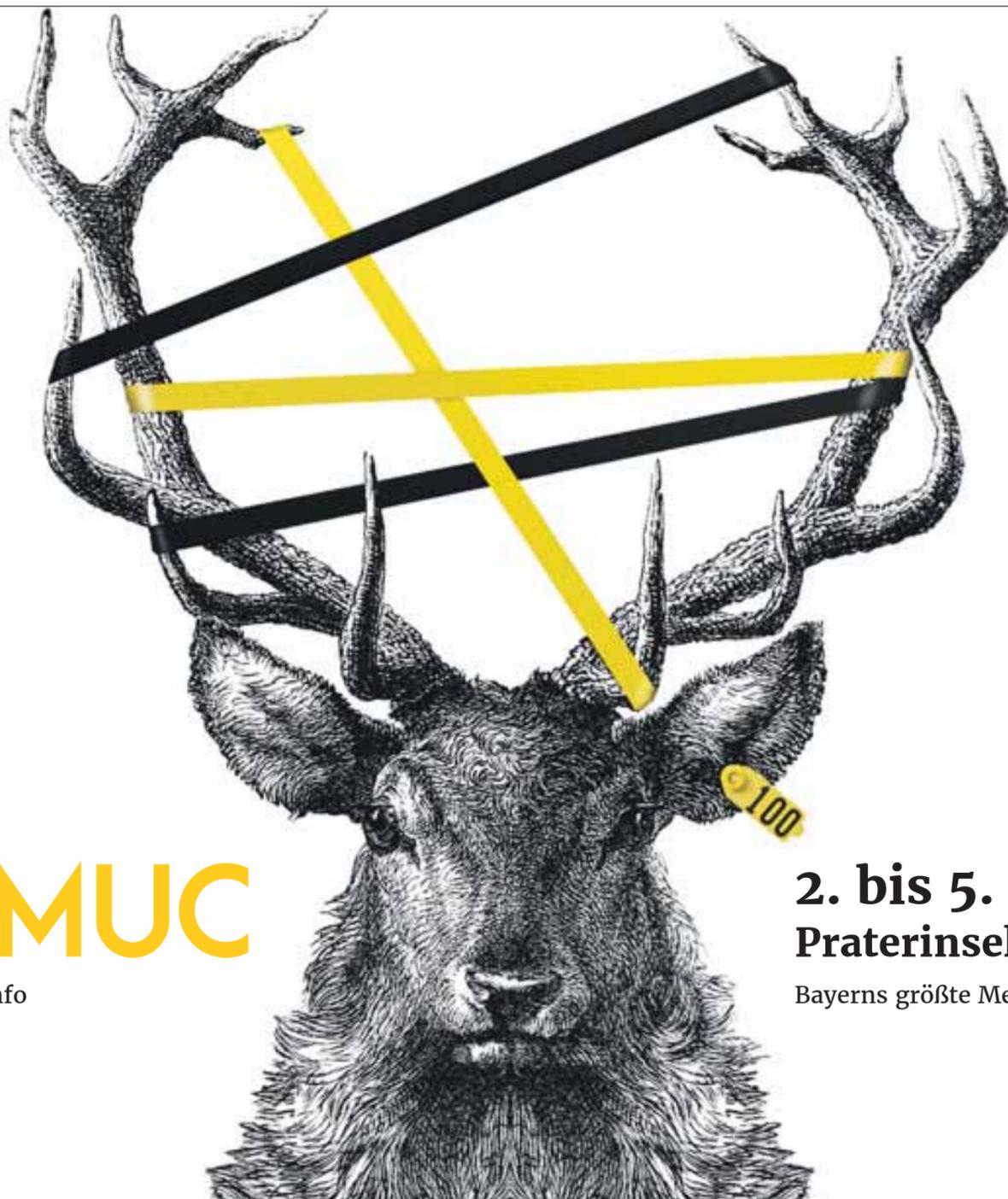
Das Spiel kann mittlerweile auf der Gaming-Plattform Steam als Vorabversion gespielt werden. Ende Juni soll die finale Version dann offiziell für PC und Xbox-One-Konsolen erscheinen.

Die Spieleentwickler von Klonk haben zwar schon viel erreicht, aber sie stehen noch am Anfang. Auszeichnungen hin oder her, das Spiel muss sich auch verkaufen. Als kleine, unabhängige Firma Spiele zu entwickeln, ist oft nur in Ausnahmefällen ein großes Geschäft. Darum bemüht man sich in der Szene der kleineren unabhängigen Entwickler, sich gegenseitig zu unterstützen. Robin Kocaurek etwa, den sie bei Klonk einen »Business Nerd« nennen, ist einer der Organisatoren der »Indie Arena Booth«, die es kleineren Studios ermöglicht, auf der wichtigen Kölner Computerspielemesse Gamescom auszustellen.

»Ich glaube, dass gerade der Nachwuchs Unterstützung braucht, damit er seine kreativen Spiele den Leuten zeigen kann«, sagt er am Rande des DCP, wo das Projekt mit dem Sonderpreis der DCP-Jury ausgezeichnet wurde. »Viele der kleineren Entwickler sind Überzeugungstäter, die ihre Passion ausleben«, erklärt Kocaurek weiter: »Sie sollten auch davon leben können.«

Sich gegenseitig helfen, das müssen auch die beiden Wesen aus »Shift Happens«. Man merkt dem Spiel an, dass seine Macher mit viel Herzblut dabei sind, dass der Charme der Charaktere etwa nicht nur eine reine PR-Entscheidung ist. Der Name »Klonk« stand übrigens lange für nichts. Später überlegte man sich, dass er »Kreative Leute ohne nennenswerte Kenntnisse« bedeuten könnte. ||

Anzeige



ARTMUC

<http://www.artmuc.info>

2. bis 5. Juni 2016
Praterinsel / München

Bayerns größte Messe für Einzelkünstler



»The Passenger«: Ivan Liška, Judith Turos und Peter Jolesch | © Wilfried Hösl

Reisende unter Sternen

Mit einem Tanz-Dialog zwischen den Generationen feierte Ivan Liška seinen Abschied beim Bayerischen Staatsballett.

MIRIAM ALTHAMMER

Und am Ende entschwebt Ivan Liška in einer Wolke aus Seifenblasen. Angeseilt scheint er – hoch über den Köpfen seiner Tänzer – »Adieu« zu flüstern, um sich dann doch nicht ganz davonzumachen. Das pathetische Bild beschließt »The Passenger«, in dem Liška zusammen mit zwei seiner langjährigen Wegbegleiter, Judith Turos und Peter Jolesch, nochmals die Bühne des Prinzregententheaters mit seinem Tanz erfüllt. Jenes Bild steht denn auch für einen gefälligen Abschiedsabend, der – im Rahmen der Ballettfestwochen – als Geschenk gedacht war für den im Juli nach achtzehn Jahren scheidenden Ballettdirektor.

Vorangestellt ist dem Stück, das der Bielefelder Tanzchef Simone Sandroni eigens für diesen Anlass kreierte, ein Gastspiel der Chicago Dance Works (bei den darauffolgenden Vorstellungen waren es die Junior Company des Bayerischen Staatsballetts und des Het Nationale Balletts). Wussten diese mit ihren Tanzminiaturen voll Witz und Bewegungsfreude zu unterhalten und in den nur wenige Minuten dauernden Begegnungen zwischenmenschliche Verhältnisse zu skizzieren, versackte Sandronis Stück, das wohl unfreiwillig an den Showcharakter der amerikanischen Truppe anzuschließen versuchte und diesen damit seltsam kontrastierte, in Eintönigkeit.

»The Passenger«, benannt nach der gleichnamigen Hymne von Iggy Pop, was übersetzt so viel wie der Reisende bedeutet, will vom Übergang zwischen den Generationen erzählen und

von einem Abschied, der letztlich kein endgültiger ist – denn Ivan Liška wird mit all seinen Erfahrungen, die er während seiner ausnahmslosen Karriere sammelte, dem Tänzernachwuchs als Pädagoge und Leiter der Heinz-Bosl-Stiftung erhalten bleiben und seine seelenvolle Hingabe für den Tanz weiteren Generationen vermitteln können.

So begegnen sich auf der Bühne des Prinzregententheaters zunächst zwei dieser sich zwischen den Ballettwelten Bewegenden jenseits der 50. Liška trifft auf Jolesch zu den meditativen Klängen von Ryūichi Sakamotos Klavierspiel und den Klicks und Bits von Carsten Nicolai, die wohl auch Reminiszenz sind an die Uraufführung der Ballettfestwochen des vergangenen Jahres, »Portrait Richard Siegal«. In einem kraftvollen Duo stimmen sich die beiden Männer ein, ihre Arme holen weit aus, locker-jazzig sind ihre Schritte. Dazu gesellt sich Judith Turos, die viele Jahre als Erste Solistin am Staatsballett brillierte und dort seit 2005 als Ballettmeisterin fungiert. Gerne folgt man dem ausdrucksvollen Reigen des Dreiergespanns, wie sie sich mit ihren Bewegungen umschlingen und umkreisen, ihre Positionen erspüren, für Momente suchen und finden. Dieses Schwelgen in Sehnsucht und Freiheit kippt jedoch in eine elegische Gesetztheit, die kurz mit dem rotzig einbrechenden »Lala-lala-lalalala« des Iggy-Pop-Klassikers (nebenbei: eine Bowie-Reminiszenz) aufgeschreckt und doch nicht abgelöst

wird. Während der eingängigen Gitarrenriffs schiebt sich die zehnköpfige Gruppe der jüngeren Generation in den Bühnenraum, bietet den Alten neue Tanzschritte und setzt den Prozess der Übereignung von Stilen und Vokabular in Gang.

Nicht das Credo der Punkkultur, »no future«, – deren Aufkommen Iggy Pops Song von 1977 auch markiert – wird hier gefeiert, sondern ein generationenübergreifender Tanz. Statt auf Auflehnung und Leere setzt Liškas Schwanengesang auf Verständigung. Die Botschaft des Voneinander-Lernens mag aufrichtig und wesentlich sein, doch lässt das choreografische Material Sandronis Nuancen vermissen, die den Schatz erfahrbar gemacht hätten, der in den Körpern als Gedächtnisort schlummert. Zu sinnbildlich wird die Weitergabe von Wissen vertanzt, zu wenig versprüht sich der besungene Übermut des Nicht-Aufhören-Wollens. Und das, obwohl Sandroni – nach diversen Stücken fürs Staatsballett jetzt Ballettdirektor in Bielefeld – in der 80ern als Mitbegründer von Ultima Vez selbst ein Grenzgänger physischer Extreme war und ist.

Bleibt am Ende die Pointe des Abends: Denn die Sterne, die Iggy Pop so lässig besingt, sind diesmal für den Charaktertänzer Peter Jolesch gemacht, der mit dem Understatement eines Bescheidenen unter Beifallsstürmen den von der Botschafterin des Staatsballetts, Irene Léjeune, gestifteten und mit 5000 Euro dotierten Ballettpreis entgegennimmt. ||

Frauenfragen

Einblicke in die Kunst und Inspirationsquellen der amerikanischen Choreografin Pat Graney.



Pat Graney's aktuelle Produktion »Girl Gods« (2015) | © EspressoBuzz

ANDREA BERGER

Immer für eine Überraschung gut ist die Reihe »STANDPUNKT.e – welcome to my world« der Tanztenenz München. Seit 2009 bietet sie Gelegenheit, Choreografinnen und Choreografen nicht über ein fertiges Produkt, sondern über ihre Inspirationsquellen und künstlerische Hintergründe kennenzulernen. Während eines einwöchigen Aufenthalts in München entwickeln die eingeladenen Künstlerinnen und Künstler eigene Formate, die an zwei Abenden im Schwere Reiter gezeigt werden. In den letzten Jahren waren u.a. Paulo Emilio Azevedo, An (jetzt: Ian) Kaler, Colette Sadler und Jeremy Wade in München zu Gast.

In diesem Jahr hat die Tanztenenz die amerikanische Choreografin Pat Graney eingeladen. Die aus Florida stammende Künstlerin ist seit mehr als 30 Jahren eine feste Größe in Seattle, wurde etwa mit dem Alpert Award und dem Doris Duke Performing Artist Award ausgezeichnet und hat 1990 ihre eigene, weltweit tourende Company gegründet. Seit 1992 veranstaltet sie auch Workshops, in denen sich inhaftierte Frauen durch Malerei, Tanz oder kreatives Schreiben künstlerisch ausdrücken und ihre individuelle und kollektive Identität entwi-

ckeln können. Dieses Programm nennt sich Keeping the Faith / The Prison Project und ist eines der langlebigsten Kunstprojekte für Gefängnisinsassen in den USA.

In ihrer künstlerischen Arbeit kombiniert Pat Graney Bewegungselemente aus Ballett, Gymnastik, Martial Arts und Slapstick zu packenden und oft verstörenden Gesamtkompositionen. Starke Bilder prägen ihre Produktionen ebenso wie eine ausgeklügelte Lichtgestaltung, die Zusammenarbeit mit Künstlerinnen und Künstlern unterschiedlichster Sparten und zahlreiche Anleihen an Werke aus der Bildenden Kunst, der Literatur und der Musik. So wurde Pat Graney zu ihrer Produktion »Faith« (1991) von den Gemälden Caravaggios inspiriert und 2004 entstand »Vivian Girls«, basierend auf der Ästhetik des Schriftstellers und Künstlers Henry Darger. Die Choreografin hat im Laufe ihrer Karriere immer wieder eigene Bildersprachen entwickelt, die Rituale, Verhaltensweisen und Bewegungen in einem neuen Licht erscheinen und alltägliche Situationen plötzlich fremd werden lassen. Ihr besonderes Interesse gilt dabei dem Weiblichen: der weiblichen Identität, dem »female empowerment« und dem Selbst- und Fremdbild der Frau.

In München wird Pat Graney mit drei Mitgliedern ihrer Company am 3. Juni und 4. Juni öffentliche Abende im Schwere Reiter gestalten und zusätzlich einen zweitägigen, nicht öffentlich zugänglichen Workshop für weibliche Flüchtlinge anbieten. Pat Graney setzt damit ihr jahrelanges Engagement für die Stärkung von Frauen fort, sowohl auf künstlerischer als auch auf sozialer Ebene. Während mit dem Aufkommen der »angry young women« wie beispielsweise der Autorin und Bloggerin Laurie Penny in den letzten Jahren die Feminismusdebatte wieder aufgeflammt ist, hat sich Pat Graney nie von der Frauenfrage abgewendet. Kontinuierlich arbeitet sie mit Frauen in unterschiedlichsten Zusammenhängen und hat dabei ein hochinteressantes, kontroverses und ästhetisch anspruchsvolles Œuvre geschaffen, das feministische

Positionen immer wieder neu verhandelt und mit Anregungen aus verschiedensten Kunstsparten verbindet. Und im Tanz, einer Kunstform, in der natürliche Körper und soziale Körperkonstruktionen unmittelbar aufeinander prallen, hat sie das ideale Medium für ihre Auseinandersetzung mit dem modernen Feminismus gefunden. ||

PAT GRANEY

STANDPUNKT.e – WELCOME TO MY WORLD

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | **3. und 4. Juni** | 20.30 Uhr
Tickets: 089 7211015, oder reservierung@schwerereiter.de
www.schwerereiter.de

Vormerken!

21. Mai

**TANZ DEN GASTEIG
DAS JUBILÄUMSFEST FÜR ALLE**

Gasteig | 13 bis 24 Uhr | Rosenheimer Str. 5 | Eintritt frei

Eigentlich war der 30. Gasteig-Geburtstag ja schon im November 2015. Aber was die Queen kann, kann Brigitte von Welser genauso gut: Sie feiert einfach dann groß und für alle, wenn das Wetter zumindest theoretisch ein besserer Partner ist. Deshalb gibt es in Deutschlands größtem Kulturzentrum heute ein fulminantes Sommerfest auf allen Flächen in und um den Gasteig, zum Mittantzen und Zuschauen. Um 13 Uhr geht es mit Volkstanz à la Kocherlball los, nachmittags kann man sich in höfischen Tänzen und Tango ergehen, und ab 19 Uhr wird geswingt, gewalzt und im Salsaschritt geschwoft. Der Gasteig tanzt! Moderation: Natascha Zillner.



Heidi Willberg | Päonie | 1000 x 912 mm | Acryl und Kreide auf Leinwand | © Heidi Willberg, 2016

Heidi Willberg Päonienrausch

Bald ist die Tulpenzeit vorbei. Ist nicht so schlimm, denn gleich folgen ja die Pfingstrosen, in allen Schattierungen von weiß bis bordeauxfarben. Manche wechseln die Farbe im Laufe ihres leider meist kurzen Lebens von tiefrosa nach milchweiß, manche sind so pink, dass man fast misstrauisch wird. Die Pracht, die die Päonie während ihrer Blütezeit entfaltet, ist unvergleichlich. Man sollte dem Knospenball zuschauen, wie er sich öffnet und groß wird, Blatt um Blatt. Wenn man das Aufplatzen der Blüte hören könnte, müsste es ein großes Orchesterwerk sein.

Heidi Willberg malt seit ein paar Jahren diese Blumen, immer und immer wieder. Sie arbeitet in den frühen Morgenstunden, wenn das Licht noch frisch ist und der Tag unverbraucht. Ihre Pfingstrosen, dazwischen auch einmal eine Mohnblume oder ein paar Anemonen, zeigt sie stets großformatig auf dem Höhepunkt ihrer Entfaltung. Der Betrachter kann sich in die Blütenpracht versenken, auch wenn er weiß, dass das Ende schon nah ist. Aber nach den Päonien kommen ja die Kornblumen und dann die Rosen. Willberg malt ihre Blüten in mehreren Schichten, bricht die Ebenen auf, stört die Motive, spritzt mit Farbe, lässt sie über die Leinwand laufen, setzt mit Pinsel und Kreide Zeichen. So entwickelt sie die gegenständliche Blume zu einer abstrakten, facettenreichen, durchaus gewaltigen »Partitur«. Diese expressiven Welten sind nicht nur Stilleben, sondern Kraftausbrüche.

Heidi Willberg wurde 1966 in Helsinki geboren. Sie studierte Kunst in Finnland, Freiburg im Breisgau und schließlich an der Akademie der Bildenden Künste in München, wo sie 2001 als Meisterschülerin von Jürgen Reipka ihr Diplom machte. Ihre Arbeiten waren in zahlreichen Ausstellungen zu sehen und wurden vielfach ausgezeichnet. Heidi Willberg lebt in München und arbeitet in den Domagkateliers. || cp

»ROUGE FATAL«

Halle 50, Domagkateliers | 7. bis 15. Mai
Sa und So 15–18 Uhr und nach Vereinbarung

KUNSTWERK DES MONATS

Katharina von Bora-Haus | 11. Mai
Fischackerweg 10 | 82335 Berg

GALERIE ORANGE

bis 1. Juni 2016 | Steinmetzplatz 1 | 83684 Tegernsee
Di bis Fr, 11–17 Uhr, Sa 9–12 Uhr und
nach Vereinbarung | www.galerieorange.de

Heidi Willberg

Domagkstraße 33, Haus 50 | www.heidi-willberg.de

Der Schorsch und das Problem-Problem

Ein durchgeknalltes Buddy-Movie: Nora Abdel-Maksoud schrieb und inszenierte »Sie nannten ihn Tico« im Volkstheater.

CORNELIA FIEDLER

Dieses Deutschland ist der blanke Horror: Der Sozialstaat abgebaut, der öffentliche Raum privatisiert und kommerzialisiert, Neid und Fremdenhass regieren. Nora Abdel-Maksoud entwirft in den ersten schnellen, schlagkräftigen Szenen ihres fröhlich durchgeknallten Buddy-Movies »Sie nannten ihn Tico« eine Art Comic-Schlachtengemälde unserer nahen Zukunft. Die Welt, durch die ihre gutherzigen Protagonisten Pancho und Lefty stolpern, ist ein Produkt der angesagten Politik der Angst und konsequenter Marktlogik.

Symbol für den daraus folgenden drastischen Verteilungskampf ist die Gameshow »Hütten und Paläste« mit ihrem höhnischen Versprechen »Jeder kann es schaffen« und der eingebauten Gerechtigkeitslücke. Der junge, obdachlose Lefty, bei Mehmet Sözer ein bauernschlauer Schlaks in zu großer Lederjacke, träumt im Drogenrausch davon, die Show zu moderieren – ein Kind seiner Zeit. Von Aufstiegswunsch und Fallhöhe kündigt auch

Katharina Faltners Bühne: eine riesige drehbare Pyramide, vorne gestapelte Lautsprecher und blinkende Showlämpchen, an der Rückseite die ehemalige Sozialstation, heute ein Geschäft des Freihandelsgewinners Vetjenfall.

Eva Bay spielt den Ex-Sozialarbeiter und Drogenabhängigen Pancho als schluffig gutmütigen Altruisten. Selbst als er erfährt, dass er totkrank ist, verschweigt er es seinem Kumpel und Ziehsohn Lefty. Und dann ist da ja schon der Nächste, der seine Hilfe braucht: Im Müll des Krankenhauses weint ein Baby! Pancho und Lefty retten es, die Polizei will es ihnen abnehmen und eine Verfolgungsjagd, begleitet von galoppierenden Western-Klängen der Liveband um Musiker Enik, beginnt.

Wie es sich im Roadmovie gehört, treffen die drei auf skurrilste Gestalten, die Luise Kinner, Moritz Kienemann und Max Wagner mit viel – stellenweise etwas zu viel – Spaß an der Parodie verkörpern: verliebte Polizisten, fiese Kapitalisten, eine gescheiterte Feministin,

Ellenbogenmenschen, Nazis. Das wird mit Wortwitz und Körpereinsatz performt, die Story allerdings bleibt seicht und erwartbar. Autorin Nora Abdel-Maksoud inszeniert die Uraufführung selbst, wie schon ihre Kunstbetriebsatire »Kings«, die 2015 bei »Radikal jung« zu sehen war. Vielleicht fehlt so einfach die Distanz zum Text, gerade die Zeichnung der naiv-kämpferischen Hauptfiguren wirkt auf Dauer schlicht sozialromantisch. Der Abend wird dadurch harmloser, als er sein könnte, hopst allzu oft über die eigenen Abgründe hinweg. Highlights gibt es aber allemal, etwa wenn der populistische CSU-Politiker Schorsch poltert, »unser Problem ist nicht das Benennen von Problemen. Unser Problem sind die Probleme!«

SIE NANNTEN IHN TICO

Volkstheater | 7., 15., 31. Mai | 19.30 Uhr
Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

»Bist Du bald fertig?«

stock drehe. Und Carolin Hartmanns Katarina verliert mehrfach die Kontrolle über ihren zuckenden und strauhelnden Körper. Der Regisseur hat sehr genau mit Bewegungs- und Blickachsen gearbeitet, die die verengte Bühne optisch strecken. Die große Nähe zu den Schauspielern bringt das Publikum in eine Voyeur- und Katalysator-Rolle ähnlich jener des Nachbarpärchens im Stück: Magdalena Wiedenhofer spielt die überforderte junge Mutter Jenna, Jakob Geßner ihren Mann Tomas (»der sieht immer so aus, als wäre er gerade aufgewacht«). Und sowohl ihr erlesenes Repertoire aus Übersprungshandlungen und nervösen Gesten des vorausseilenden Gehorsams als auch sein spätes Ausscheren aus dem emotionalen Scheintod halten der extremen Nähe stand.

Toll ist Jennas Not, als die boshafte Katarina der Stillenden und unablässig Schwitzen ihren dicksten Wollpullover leiht und mit dem Schweiß der Überdross aus ihr herausbricht. Nachdem die unfreiwilligen Zeugen eines demonstrativ leidenschaftlichen Kusses ihre eigenen Dämonen entblößt und auch als Lust-Anheizter ausgedient haben, gehen sie wie Statisten ab. Es bleiben zurück: ein zwischen Entrücktheit und bübischem Grimm changierender Jean-Luc Bubert, den man selten so genau und zurückgenommen agieren sah. Und die Asche von Franks Mutter auf dem Blumenkranz seiner zuletzt als Braut verkleideten Frau – in einem klug inszenierten Abend, der mit guten Schauspielern subtil unterhält. ||

DÄMONEN

Volkstheater | 10., 17., 31. Mai | 20 Uhr
1. Juni | 19.30 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de



Sie träumen vom Aufstieg: Lefty (Mehmet Sözer, li.) und Pancho (Eva Bay). Aber die Polizei passt auf (v. o. Moritz Kienemann, Max Wagner) | © Daniel Delang

Radikale Verweigerung

Das Volkstheater-Festival »Radikal jung« setzte voll auf Provokation.

GABRIELLA LORENZ

Man muss den Juroren lassen: Sie haben mutige Setzungen getroffen. Publizist C. Bernd Sucher, Schauspieler Annette Paulmann und Festivalleiter Kilian Engels haben provokante Schwerpunkte aus Grenzbereichen eingeladen. »Theater ohne« könnte 2016 als Motto drüber stehen: ohne Schauspieler, ohne Sprache, ohne Theater. Theater oben ohne mit blanken Bussen auch zur Genüge. Theater ganz oben ohne, also ohne Kopf, könnte man bei Monster Truck vermuten: Die Truppe überließ im letzten Jahr die Regie Menschen mit Down-Syndrom und diesmal dem lokalen Veranstaltungskalender. Das Publikum von »Regie 2« wurde per Video informiert, sich doch eine andere Aufführung anzusehen. Und dann mit Bussen zum Motocross-Spektakel »Night of the Jumps« in die Olympiahalle gekarrt. Mit Kaufkarten, doppelt so teuer wie die Theaterkarten. In Berlin hatte man die Zuschauer in die Oper verladen – das muss noch mehr gekostet haben. Gedacht haben sich Monster Truck natürlich was, nur ist die Botschaft allzu simpel. Wenn sie nicht inszenieren wollen, sollen sie's halt lassen.

Zum Auftakt zeigte das Trio Glogowski / Hecksche / Hoesch sein Lichtspiel »Flimmer-skotom«. Einziger Darsteller: Ein Scheinwerferturn, an dem verschiedenste Leuchtquellen zu Elektronik-Geräuschen auf- und abblenden. Eine Spielerei ohne tiefere Bedeutung. Starkes Theater ohne Worte und ohne Blicke inszenierte Ersan Mondtag mit »Tyrannis« am Staatstheater Kassel: Eine stumme Familienhölle wiederkehrender Alltagsrituale mit schleichendem Horror voller Filmzitate, bravourös blind gespielt von roboterhaften Darstellern mit geschminkten Augen auf den Lidern.

Auf den Autor verzichtete das meist entblößte Duo Marja Christians und Isabel Schwenk in seinem Hebbel-Kommentar »J.U.D.I.T.H.«. Die Story lakonisch kurzgefasst, dazu witzige nackte Körperverschlingungen als feministische Statements mit Rotbäckchensaft als Blut. Das brachte ihnen den Preis der Masterclass-Regiestudenten (ein Kasten Bier).

Shakespeares »Antonio und Cleopatra« hat der Portugiese Tiago Rodrigues mit den Tänzern Vítor Roriz und Sofia Dias reduziert auf eine Repetitions-Sprachpartitur mit minimalistischer Gesten-Choreografie: formal toll, aber enervierend. Dafür ließ Daniel Foerster vom Schauspiel Frankfurt seine Schauspieler sich in »Fräulein Julie« hysterisch austoben. Die Kritiker-Studenten der Theaterakademie fanden das preiswürdig (eine Flasche Sekt).

Konventionell mutete die Palmsthofer-Aufführung »die unverheiratete« vom Nationaltheater Mannheim an, von Florian Fischer eindringlich mit starken Darstellerinnen inszeniert. Formal entschiedener war die hauseigene Fassbinder-Umsetzung »Katzelmacher« von Abdullah Karaca. So richtig polarisierten noch Florentina Holzinger und Vincent Riebeek mit ihren tänzerisch-artistischen Reenactments im »Schönheitsabend«.

Der kalte, analytische Blick, Theater ohne Empathie für seine Figuren prägten dieses Festival. Große Ausnahme: »Raging Bull« über Jake LaMotta vom Caliband Théâtre Rouen. Regisseur Mathieu Létuvé erzählt selbst die Lebensstory des Boxers vor transparenten Vorhängen mit tollen grafischen SW-Animationen, Tänzer Frédéric Faula ist sein Alter Ego. Hier wird bei aller Reduktion Emotion spürbar. Und genau diese mitreißende Aufführung erhielt den Publikumspreis (2500 Euro). Es gibt also eine Sehnsucht nach Emotion statt Diskurs auf der Bühne. ||



Asche auf ihr Haupt: Frank (Jean-Luc Bubert) kippt die Urne seiner Mutter über Katarina (Carolin Hartmann) aus | © Gabriela Neeb

Der junge französische Regisseur Nicolas Charaux rückt in der Kleinen Bühne Lars Noréns »Dämonen« dicht ans Publikum.

SABINE LEUCHT

»Ich werde dich so weit bringen, dass du zusammenbrichst«, sagt Katarina zu Frank. Mit ihm steckt sie fest in dieser Gemengelage aus Gewalt, Verachtung und jenem nicht totzukriegenden Gefühlsrest, der den Freiheitsgeist sediert. Warum geht ihr nicht einfach auseinander?, möchte man ihnen entgegenschleudern. Doch wenn sie das täten, wäre die Theaterliteratur um viele Dramen ärmer. Etwa um Edward Albees »Wer hat Angst vor Virginia Woolf?«, das Lars Norén 1985 zu seinen »Dämonen« inspiriert hat, um die neueren Zimmerschlachten einer Yasmina Reza und auch um eine gefährliche Versuchung. Denn namentlich Noréns Vier-Personen-Stück galt und gilt vielen als Einladung zum hochemotionalen Outrieren. Im Volkstheater ist aber nun eine auf 75 Minuten konzentrierte Version des jungen französischen Regisseurs Nicolas Charaux zu sehen, die die doppelte Beziehungs-

sackgasse aus dem Schweden der Achtziger behutsam in unsere Zeit der »regretting motherhood« und des Posertums holt. Pia Grevens schwarz umrandeter Guckkasten schneidet die Kleine Bühne auf ein überbreites, aber nur gut oberkörperhohes Panoramafenster zurecht. Dahinter regt sich ein gräulicher Vorhang; als lauerten hier die mysteriösen Titelhelden, die Katarina sich auf dem Tisch räkeln und bei Franks Berührung eiskalt fragen lassen: »Bist du bald fertig?«

Charaux bricht sein klassisches Rollen- und Einfühlungstheater mit einigen surrealen Schlenkern: geistesabwesende Antworten auf nicht gestellte Fragen, stets etwas zu große oder zu kleine Abstände zwischen den Menschen, Karaoke-Szenen und wie fremdgesteuert wirkende Bewegungen. Geht Jean-Luc Buberts Frank seiner Frau an den Schritt, verkrampft sich sein Gesicht, als ob er an einem Schraub-

Hinter dem Vorhang ist vor dem Vorhang

In Thomas Bernhards »Vor dem Ruhestand« feiert ein Alt-Nazi einen speziellen Geburtstag. Regisseurin Tina Lanik verzichtet im Residenztheater auf politische Aktualisierung.

ANA MARIA MICHEL

Es ist der 7. Oktober. Wie jedes Jahr will Rudolf Höller (Götz Schulte) mit seinen beiden Schwestern Geburtstag feiern. Nicht seinen eigenen, sondern den seines Idols: Heinrich Himmler. Rudolf ist ein Alt-Nazi, der davongekommen ist. Aus dem früheren KZ-Kommandanten wurde ein Landtagsabgeordneter, bald wird er in den Ruhestand gehen.

1979 wurde Thomas Bernhards »Vor dem Ruhestand« in Stuttgart unter der Regie von Claus Peymann uraufgeführt. Anlass war die Affäre um den baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbinger, der wegen seiner Nazi-Vergangenheit zurücktreten musste. Fast 40 Jahre später inszeniert Tina Lanik nun Bernhards Drama im Residenztheater. An Aktualität hat es nicht verloren.

Die Bühne ist düster, ein großes Himmler-Porträt der einzige Schmuck. Zur Feier des

Tages zieht Rudolf seine SS-Uniform an. Vera (Gundi Ellert) flicht ihr Haar zu Zöpfen, das gefällt ihrem Bruder, mit dem sie auch heute schlafen wird. Clara (Charlotte Schwab), die im Rollstuhl sitzt, musste im vergangenen Jahr eine KZ-Jacke anziehen. Sie gilt in der Familie als »Sozialistin« und wird deshalb erniedrigt. Anders als die plappernde Vera, die voll von Bewunderung für ihren Bruder ist, hat Clara für ihre Geschwister nur noch eine verächtliche Lache übrig, in die sie ihren ganzen Abscheu legt.

»Eine Komödie von deutscher Seele« lautet der Untertitel von Thomas Bernhards Stück. Tatsächlich hat Rudolf etwas von einer Witzfigur. Nur mit Mühe kommt er in seine alte Uniform und singt für den Reichsführer-SS »Wie schön, dass du geboren bist«. Doch mit Rudolf ist nicht wirklich zu spaßen. Wenn die Alt-

Nazis im Residenztheater über die Bühne politern, fällt einem das Lachen die meiste Zeit über schwer. Der Grund dafür ist der Bezug zur realen Gegenwart.

Noch muss Familie Höller Himmlers Geburtstag hinter zugezogenen Vorhängen feiern. »Wir sind eine Verschwörung«, sagt Vera. Sie glaubt daran, dass der Tag kommen wird, an dem sie sich wieder ganz offen bekennen können. Rudolf weiß schon ein paar, die er abknallen würde, wenn es so weit ist. Der Tag, von dem Rudolf und Vera träumen, ist bereits da. Vieles, was sie sich nur im Geheimen zu sagen trauen, wird heute öffentlich ausgesprochen.

Tina Lanik verzichtet darauf, Frauke Petry oder Lutz Bachmann zu Himmlers Geburtstagsparty einzuladen. AfD- oder Pegida-Anhänger auf die Bühne zu bringen, kann

schnell zum Kasperltheater werden. Die Wirklichkeit ist zu ernst, um sie zum Gespött zu machen.

»In jedem von uns ist der Verbrecher. Man muss ihn nur aufrufen«, sagt Rudolf. Laniks Inszenierung beweist, was Theater kann: Es hält der Gesellschaft den unangenehmen Spiegel vor. Dafür muss es nicht die Wirklichkeit auf die Bühne zerren. In »Vor dem Ruhestand« geht die Warnung von der Vergangenheit aus. Die ist nicht totzukriegen. ||

VOR DEM RUHESTAND

Residenztheater | 21., 31. Mai | 20 Uhr
5., 16. Juni | 19.30 Uhr | 20. Juni | 20 Uhr
Tickets: 089 21851940
tickets@residenztheater.de



Die Höllers trinken auf Himmlers Geburtstag: (v. li.) Charlotte Schwab, Götz Schulte, Gundi Ellert
© Andreas Pohlmann



Bei Geneva (Lucca Züchner) findet Ivan (Nick-Robin Dietrich) Herzenswärme
© digipott

Boris von Poser inszenierte in der Schauburg Paula Fox' Jugendroman »Ein Bild von Ivan«.

PETRA HALLMAYER

Weißes Papierrollen hängen von der Decke der Bühne herab, auf der Ivan dem Maler Matt für ein Porträt Modell sitzt. Damit er nicht herumzappelt, soll Miss Manderby ihm vorlesen. Sein Vater habe sieben Fotoapparate und er

selbst zwei, erzählt der elfjährige Junge. »Wie ich auf den Fotos aussehe«, meint er, »weiß ich. Aber nicht, wie ich wirklich aussehe.«

Der Roman von Paula Fox erhielt 2008 den Deutschen Jugendliteraturpreis, Boris von

Poser hat ihn in der Schauburg dramatisiert. Titelheld Ivan ist ein reiches armes Kind. Seine Mutter ist tot, sein Vater, der ständig irgendwohin fliegt, kauft ihm alles, was er haben möchte – nur Zeit und Zuwendung schenkt er ihm nicht. Nie spricht der Vater ernsthaft mit seinem Sohn, der so gern erfahren würde, was sich damals ereignet hat, als seine Mutter mit einem Schlitten aus Russland geflohen war, und wie sie gestorben ist.

Mit Matt (Markus Campana), der ihm ein Bild des Schlittens malt, und der lebenswerten Bücherrätrin Miss Manderby (Sophie Wendt) gewinnt Ivan (Nick-Robin Dietrich) endlich zwei echte Freunde, die ihm wirklich zuhören. Sie nehmen ihn mit auf eine Reise nach Florida, wo er dem Mädchen Geneva begegnet.

Boris von Posers sensible Inszenierung setzt wider die actionverliebte mediale Reizüberflutung der Gegenwart auf leise Töne. Seine karg illustrierte Aufführung will den jungen Zuschauern verdeutlichen, dass sich die Wirklichkeit nicht durch pausenlos geschossene Fotos einfangen lässt und die

wahren Bilder in unserem Kopf entstehen. Allein, um die Fantasie und die Lust an der Poesie zu entzünden, dafür gerät in der Schauburg manches doch gar zu abstrakt. Wenn Matt malt, reißt er Papierschnipselchen von den Rollen ab, wenn das Trio mit dem Auto über die Straßen braust, trippelt es in einem seltsam entrückten Ballett zu Jazzmusik vor und zurück. Erst mit der hinreißenden Lucca Züchner als wunderbar übermütiger Geneva, die weiß, wie man die Schlangen im Fluss vertreibt und Ivan ins Wasser lockt, gewinnt der in vielen Passagen artifiziell unterkühlte Abend Lebendigkeit, Herzenswärme und Witz. Etwas mehr davon wäre schön gewesen. Durch Geneva bekommt auch Ivan schließlich den entscheidenden Schubs, um aus seinem Panzer heraus und zu sich selbst zu finden. ||

EIN BILD VON IVAN

Schauburg | 28. Mai | 19.30 Uhr
31. Mai | 10.30 Uhr | Tickets: 089 23337155
www.schauburg.net

Anzeige

Liebeslichterloh – in der Schauburg am Elisabethplatz

... mit viel Musik
nach Shakespeares
»Romeo und Julia«

12./13. Juni 19:30

theater@schauburg.net

Karten 089/233-371-55



Der Engel der Verzweiflung (Valery Tscheplanowa) spornet den Kadetten Biegler (Jeff Wilbusch) an
© Matthias Horn

Frank Castorfs »Švejk«-Inszenierung im Resi verliert sich in zerfahrener Beliebigkeit.

GABRIELLA LORENZ

Schwächelt Frank Castorf? Seine jüngste Regie-Tat am Residenztheater endet zwar wie immer mit der totalen Erschöpfung von Zuschauern und Darstellern, aber schon 30 Minuten unter dem Fünf-Stunden-Anspruch vor der Zielmarke Mitternacht. Vielleicht ist Castorf zu Švejk irgendwann nichts mehr eingefallen. Die viereinhalb Stunden seiner Inszenierung »Die Abenteuer des guten Soldaten Švejk im Welt-

krieg« vermitteln öfter den Eindruck, als habe den Regisseur Jaroslav Hašeks Romanvorlage von 1921 nicht sonderlich interessiert. Er nimmt Švejks Soldaten-Odyssee im Ersten Weltkrieg nur als Anlass für eine globale Betrachtung von Kriegen, inklusive des kapitalistischen Marktkampfes zwischen Pepsi Cola und Coca Cola.

Castorfs vierte Inszenierung am Resi ist zerfahren und zerfasert. Aus Hašeks Roman

Krieg ist immer global

pickt er sich ein paar Situationen und Charaktere raus, die man selbst bei Kenntnis des Buchs nur schwer in Zusammenhang bringt. Den tumblen Švejk spielt Aurel Manthei polternd als überlebensgewitzten Kraftlackl. Oberleutnant Lukás (Franz Pätzold) ist ein dekadenter Grübler, den Kadetten Biegler (Jeff Wilbusch) hindert ein Ruhr-Durchfall am Desertieren. Und Marcel Heupermann als ver-fressener Baloun sehnt nur die Gulaschkanone herbei.

Dazwischen turnen wie üblich halbnackte Damen auf höchsten Hacken. Bibiana Beglau flötet »Fickificki« in einen Vogelkasten, Nora Buzalka demütigt ihren Mann Kákonyi (Arthur Klemt), Katharina Pichler dient sich als Nymphomanin Katy jedem an. Halbnackt auch Valery Tscheplanowa als schwarze Witwe Bozenka im Stringtanga unterm Schleier: Doch ihre Szene mit Švejk nach der Pause hat als Einzige eine geschlossene Form mit wohlartikulierter Sprache ohne Gebrüll. Sie singt Brechts »Lied von der Moldau« und »Sag mir, wo die Blumen sind«, und beflügelt sich danach zum wilden Engel der Verzweiflung. Aleksan-

dar Denićs Drehbühne sieht aus wie gewohnt bei Castorf. Ein verwinkelter Verhau: Auf einer Seite die Front der Berliner Volksbühne, der Kunsttempel als verkommenes Etablissement. Dazu Brettverschlänge, Stacheldraht-Zäune, Treppen, Leuchtreklamen für Pepsi und Coca Cola. Dass die Schauspieler mal Tschechisch, Ungarisch (da wird der Pepsi-Coca-Krieg erklärt), Russisch und Jiddisch reden, ringt einem Respekt ab, hilft aber dem Verständnis nicht weiter. Auch ist Castorf diesmal über-eitelt selbstreferentiell mit Anspielungen auf frühere Arbeiten.

Mit Georg Danzers Song »Ruhe vor dem Sturm« schwingt er sich sogar zu sentimentalem Pathos auf. Aber weil das für einen guten Schluss zu naheliegend wäre, dehnt sich's danach noch eine belanglose halbe Stunde. ||

DIE ABENTEUER DES GUTEN SOLDATEN ŠVEJK IM WELTKRIEG

Residenztheater | 7. Mai, 12. Juni
18 Uhr | 16. Mai, 13. Juni | 18.30 Uhr | Tickets
089 21851940 | www.residenztheater.de

»Man kann auch Nein sagen«

Die Schauspielerin Valery Tscheplanowa ist zart und zierlich. Auf der Bühne zeigt sie mitreißende Kraft und im Gespräch hellwache Klarheit.

Sie kam ins Residenztheater hereingeschneit wie von einem anderen Stern: In Dimiter Gotscheffs Inszenierung »Zement« stand sie zwischen Heiner Müllers Szenen über die russische Revolution und das Scheitern der kommunistischen Utopien im Kinderhemdchen auf der Bühne und sang, so schlicht wie ergreifend. Was ihr den Darstellerpreis beim Berliner Theatertreffen eintrug. Da hatte Valery Tscheplanowa schon eine beachtliche Bühnenkarriere absolviert. Sie studierte zunächst Tanz an der Palucca-Schule in Dresden, dann drei Semester Puppenspiel an der Ernst-Busch-Hochschule in Berlin, dort danach bis 2005 Schauspiel. Am Deutschen Theater Berlin arbeitete sie mit den Regisseuren Dimiter Gotscheff und Jürgen Gosch – das hat ihr Theaterverständnis geprägt. Am Schauspiel Frankfurt war sie Maria Stuart unter Thalheimer und spielte »Alice im Wunderland« als Solo. Martin Kušej hatte sie schon vor ihrer Antrittsrolle in »Zement« ans Resi engagiert. Sie hat hier seit 2013 in vielen Aufführungen brilliert: Als Frau John in »Die Ratten«, als Torquato Tasso, solo als Sängerin eines eigenen Fassbinder-Liederabends und im Kafka-Monolog »Der Bau«, zuletzt als Abigail in »Hexenjagd« und als schwarze Witwe in Castorfs »Švejk« (Kritik siehe oben). Den Münchnern bleibt die Ausnahmeschauspielerin (dieses zutreffende Etikett wird sie nicht mehr los) nur noch eine Spielzeit erhalten. Wohin sie im Herbst 2017 geht, verrät sie noch nicht. Im Gespräch ist sie klar und dezidiert, scharf denkend, schnell und präzise formulierend.

Frau Tscheplanowa, mit Frank Castorf haben Sie zum ersten Mal gearbeitet. Es heißt, er treibe die Schauspieler gern zum Exzess. Waren das schwierige Proben?

Nein. Ich war für diese Begegnung sehr dankbar, weil ich schon lange nicht mehr so viel Vertrauen gespürt habe. Er vertraute mir mehr als ich mir selbst. Er verfügt über große Menschenkenntnis und jahrzehntelang gewachsenes Handwerk.

Castorf schickt seine Schauspielerinnen

meist halbnackt und auf halsbrecherischen High Heels auf die Bühne. Auch Sie treten mit einem String-Tanga und einem Witwenschleier drüber auf. Hatten Sie ein Problem damit, so ausgestellt zu werden? Nein, ich spreche ja auch Rimbaud im Militärmantel. Weil beides da ist, halbnackt und Militärmantel, hatte ich kein Problem. Ich konnte sowohl den Kopf wie das Herz benutzen. Wenn man Rimbaud sprechen darf, muss man auch dafür zahlen. Aber ich habe mich aufgehoben gefühlt, und die Nacktheit hat bei Castorf auch eine Funktion. Die Entblößung kann einen Raum öffnen und im Übrigen kann man Nein sagen, wenn man das nicht will.

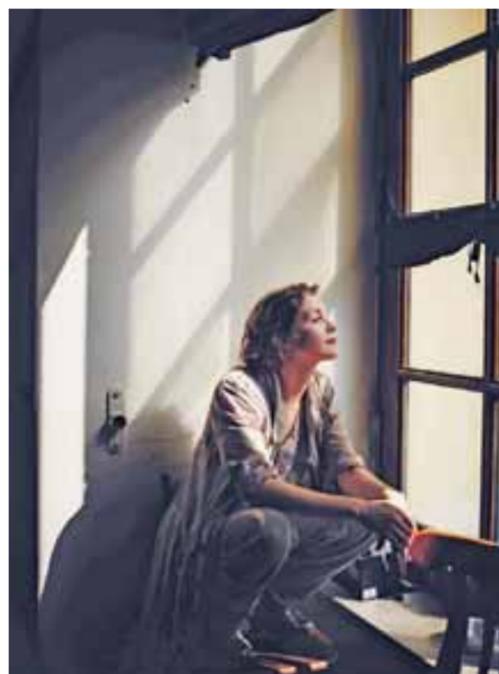
Ist das einfach? Nicht immer. Aber es geht.
Sie sind 2013 aus Berlin nach München gezogen.

Ich hatte vorher in München mal ein paar Tage mit meinem Fassbinder-Abend im Rationaltheater gastiert. Die Stadt gefällt mir. Sie hat einen Kern, eine gewachsene Struktur, viel Handwerk. Mich interessieren Städte, die ein Gesicht haben. München erinnert mich an Kasan an der Wolga.

Dort sind Sie geboren und aufgewachsen, ehe Sie mit elf Jahren zu Ihrer vorher ausgewanderten Mutter nach Deutschland kamen. Sprachen Sie da schon Deutsch? Kein Wort. Meine Mutter war Dolmetscherin. Sie hat bald aufgehört, mit mir Russisch zu sprechen. Nur noch Deutsch. Ich habe dann ein halbes Jahr geschwiegen. Und danach schnell gelernt.

Für das Dokumentartheater »The Dark Ages« von Milo Rau über den Verlust von Heimat haben Sie ein privates Video über Ihren Vater zur Verfügung gestellt.

Die Aufführung ist eine Form von Denkmal, eine Erinnerungsstätte. Für mich ist das Zentrum Sudbin Musić, der dem Genozid in Kroatien entkam. Ich wusste nichts über die Situation dort, über das Ausmaß der Schlichtereien. Zu Beginn der Proben wollte ich nur da sein und schweigen. Aber Milo Rau wollte,



Schon mehrmals preisgekrönt: Valery Tscheplanowa
© Julian Baumann

dass man Privates offenlegt. Das war für mich die Möglichkeit, an den kurz vorher verstorbenen Dimiter Gotscheff zu erinnern. Das Video mit meinem Vater zu zeigen, war die schwierigste Entscheidung. Ich habe meinen Vater kaum gekannt, weil meine Eltern sich früh getrennt haben.

Für Filmarbeit haben Sie vor lauter Theater kaum Zeit.

Ich habe bisher wenig gedreht. Zuletzt im Sommer in Griechenland mit der Regisseurin Elina Psykou. Auf Griechisch und Russisch.

Können Sie denn Griechisch?

Das habe ich dafür gelernt. »Son of Sophia« kommt hoffentlich in einem halben Jahr ins Kino. Aber Theater und Film sind in meinen Augen zwei verschiedene Berufe. Am Set muss man mit Licht, konkretem Raum und vielen Menschen drum rum umgehen, das ist was ganz anderes als konzentrierte Bühnenarbeit.

Sie spielen in Berlin noch Goschs »Idomeneus«, und im April war eine Gedenkvorstellung von Gotscheffs »Hamletmaschine«. Wie beurteilen Sie Ihre Münchner Erfahrungen?

Ich bin sehr zufrieden, weil ich so viel Unterschiedliches spielen konnte. Martin Kušej ist eine spannende Intendanten-Persönlichkeit. Demnächst arbeite ich mit Hans Neuenfels, darauf freue ich mich. Er ist auch einer der starken, tollen alten Regisseure, von denen ich zum Glück viele kennenlernen durfte. Und das Münchner Publikum ist erstaunlich: Es hat viel gesehen und schätzt Qualität. Die Zuschauer können einen auch leiten. Deshalb ist es für mich wichtig, mir, dem Regisseur, den Partnern, dem Publikum und den Kritikern zuzuhören. Ich hoffe, dass wir uns einigen können. ||

INTERVIEW: GABRIELLA LORENZ

Anzeige

06. Mai
ZEITEN
11.00 + 17.00 Uhr

11./12./13. Mai
MAMMALS [AT]
20:30 Uhr

20./21./25./26. Mai
MAIDORF
20:00 Uhr

26./27./28. Mai
WATERGAMES
20:30 Uhr

PATHOS
münchen



WWW.PATHOSMUENCHEN.DE

Was macht uns aus?

Christian Springer sucht in seinem neuen Programm »Trotzdem« nach dem Urdeutschen.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Wer meint, über die Wiesen sei schon alles gesagt, was man wissen muss, der irrt. Oder wussten Sie, dass das Bierzelt aus der Türkei stammt? 1810 haben die Münchner nämlich ein türkisches Beutezelt von 1683 aus dem Keller der Residenz geholt, damit die Majestäten auf der Theresienwiese ein Dach über dem Kopf hatten – das Bierzelt war geboren. Die Parade-märsche stammen auch von den Osmanen ab, und wer hat das meiste Geld fürs Festspielhaus in Bayreuth gegeben? Sultan Abdülaziz. Von den syrischen Bogenschützen, die mit den Römern nach Bayern kamen und blieben, wollen wir gar nicht erst reden. Ist alles nicht so einfach mit der Suche nach dem Urdeutschen.

Zur Einstimmung macht Christian Springer in seinem neuen rasanten Programm »Trotzdem« erst einmal den Integrationstest mit dem Publikum: aufstehen und die Nationalhymne (die bundesdeutsche, nicht die bayerische) singen. Keiner singt die erste Strophe, alle brav die dritte, also bestanden. Weil, nur wenn wir unsere Kultur können, können wir sie auch weitergeben. Aber was ist überhaupt unsere Kultur, wenn das Bierzelt aus der Türkei kommt und die Melodie der Nationalhymne von den Österreichern geklaut ist, die sie bei den Kroaten abgeschaut haben? Schon peinlich, dass uns gar nichts Eigenes einfällt. Pein-

11. Mai bis 11. Juni

DAS INTERVIEW

Theater Blaue Maus | Elvirastr. 17a | Mi–Fr 20.30 Uhr | Sa 19 Uhr, 4. und 11. Juni 20.30 Uhr
Tickets: 089 182694 | www.theaterblauemaus.de

Der provokante niederländische Regisseur und Autor Theo van Gogh ist in Deutschland eher wegen seiner Ermordung durch einen religiösen Eiferer 2004 ein Begriff als wegen seiner Filme. Ein Film liegt auch dem Kammerspiel »Das Interview« zugrunde. Der Reporter Pierre, der in seinem Beruf auch schon bessere Zeiten gesehen hat, wird zur Schauspielerin Katja geschickt, die gerne mehr wäre als nur eine Sexbombe ohne Hirn, aber mit Erfolg. Das Interview gerät zum Duell zweier ebenbürtiger Kämpfer, die sich mit Fangfragen, Lügen, Beichten, Mitleid, falschen Gefühlsausbrüchen und echter Provokation auszutricksen versuchen und dabei vor allem ihre Verzweiflung offenbaren. Sigi und Claus Siegert inszenieren das Kammerspiel mit Klaus Gramüller und Ines Hollinger.

13. Mai

SCHNELL & SCHMUTZIG

30. Mai

OPERNDOLMUŞ

Giesinger Bahnhof | Giesinger Bahnhofplatz 1
20.30 Uhr | Tickets: 089 18910788
reservierung@giesinger-bahnhof.de

Was haben der Operndolmuş und die Initiative Schnell & Schmutzig gemeinsam? Sie reisen herum. Schnell & Schmutzig will Münchner Künstler aus verschiedenen Sparten, die sich sonst nie über den Weg laufen würden, vernetzen, und bringt sie in einer Art Speed-Dating-Runde an einen Tisch. Wer etwas mit-



Leidenschaftlicher Aufklärer: Christian Springer
© K. Ziedek

lich auch, dass die ersten religiös motivierten Terroristen die Circumcellionen waren. Im 4. Jahrhundert. Christen.

Mit zackigen Seitenhieben aufs Tagesgeschehen, auf den bedauerlichen Untergang des Preißn-Witzes und die Frauenfeindlichkeit der Bayern eilt Springer so schnell, dass das Publikum kaum Luft holen kann, vom Hundertsten ins Tausendste, schweift scheinbar ab, um punktgenau wieder beim Ursprungsgedanken zu landen. Der Kabarettist und Gründer der Orienthelfer e.V., die in den Libanon und nach Jordanien fahren, um Geflüchtete vor Ort zu unterstützen, macht politisches Kabarett, ohne dröge auf die Spezies Politiker einzuteufeln. Er denkt ihre Forderungen einfach nur konsequent zu Ende und dröselte sie in der sogenannten Integrationsdebatte auf, bis der Irrsinn so mancher Überlegung nackt vor einem liegt. Und die unwiderlegbare Weisheit Karl Valentins sanft ihr ewiges Lied singt: »Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.« ||

TROTZDEM

Schlachthof – Saal | Zenettistr. 9 | **9. Juni, 15. Sept.** | 20 Uhr | **Kleines Theater Haar**
Casinostr. 75, Haar | **16. Juli** | 20 Uhr | Tickets über www.christian-springer.de

Vormerken!

einander anfangen kann, setzt sich ein paar Tage zusammen und stellt als Abschluss das dabei entstandene, rasch aufgebrühte Werk vor. In der Türkei sammelt der Dolmuş Fahrgäste auf dem Weg ein. Der Operndolmuş, ein Kleinbus mit Ensemblemitgliedern der Komischen Oper Berlin, brachte bisher Oper an Orte in Berlin, wo keiner auf die Idee käme, sich auf den Weg in die Oper zu machen. Jetzt ist er entlang der sogenannten »Gastarbeiterroute« zu großer Fahrt nach Istanbul aufgebrochen und macht Station im Giesinger Bahnhof.

26.–28. Mai

WATER GAMES

Pathos München
Dachauer Str. 112 | 20.30 Uhr | Tickets: 0152 05435609 | www.pathos-muenchen.de

Harare, die Hauptstadt Simbawes, hat ein Problem mit dem Trinkwasser. Es gibt zu wenig und ist oft verschmutzt. Krankheiten wie Cholera oder Typhus, die wir nur vom Hörensagen kennen, grassieren dort immer wieder. Aktuell wird vor Typhus gewarnt. Die deutsch-simbabwische Theatergruppe Paradise Garden Productions überträgt die Problematik in Henrik Ibsens »Ein Volksfeind« auf die aktuelle politische und soziale Situation in Simbabwe. Der simbabwische Autor Christopher Mlalazi hinterfragt in seiner Adaption Machtstrukturen und deren Folgen für die wohlhabenden sowie für die sich entwickelnden Länder. Dieses Stück politisches Theater wurde im Mai 2015 beim Harare International Festival of the Arts aufgeführt und ist nun auf Deutschlandtour.

Verflixte Wünsche

Constanze Lindner trifft in ihrem zweiten Solo »Jetzt erst mal für immer« eine Fee.

PETRA HALLMAYER

»Ach, ist das schön!«, flötet, säuselt und jauchzt sie. Sie könnte die ganze Welt umarmen, und weil das schlecht geht, steigt sie von der Bühne herunter und umarmt und herzt mehrere Zuschauer. Die Frau ist eine bekennende »Harmoniesüchtige«. Solch ein Überschlag an Menschenliebe kann natürlich nicht wahr sein, und tatsächlich steckt in dem süßen Strahlemädel ein mühsam gezähmter Zornigel. Richtig ernsthaft allerdings verfolgt Constanze Lindner, die 2016 mit dem Bayerischen Kabarettpreis in der Kategorie »Senkrechstarter« ausgezeichnet wurde, das Thema nicht weiter. Stattdessen switcht sie in ihrem zweiten Solo (Co-Autoren: Alexander Liegl und Michael Altinger), das sie in der Lach- und Schießgesellschaft präsentierte, durch ein eher lose zusammengeheftetes Nummern-Potpourri. Darin trifft sie beim Metzger eine gar nicht märchenhafte Fee mit »Drei-Wünsche-Staatsexamen«, die ausschaut, als sei sie einem Comedyabend von Cindy aus Marzahn entsprungen. Nachdem Lindners temperamentvolle Bühnenfigur zwei Wünsche total vergeigt hat, will sie den dritten gut bedenken, weshalb sich die moppelige Fee mit unersätt-



Angriffslustig: Constanze Lindner | © Martina Bogdahn

lichem Appetit bei ihr einquartiert, sie sie fürderhin durchfüttern muss und erst mittels eines schönen Schlussgags wieder loswird.

In dem Mietshaus, in dessen Aufzug sich zwischendrein ein Tiger verirrt, wohnen noch weitere skurrile Gestalten, darunter eine wilde Russin aus Pfirsich mit Riesenpelzmütze und enormem Männerverschleiß und eine gefährlich rabiate Omi. Mit rasantem Tempo wechselt Lindner, die zum Ensemble der bayerischen Comedy-Sketchserie »Die Komiker« gehört, prächtig ulknudelnd die Rollen. Die witzigste Figur in ihrem Typenreigen ist das liebeshungrige, quäkende Mauerblümchen Cordula Bröckle mit Hasenzähnen, eine Art Versagerschwester von Pippi Langstrumpf. Liebhaber des gedankenscharfen gesellschaftskritischen Kabarets werden bei Constanze Lindner nicht wirklich glücklich. Aber das ungemein sympathische Energiebündel ist eine sehr begabte und wandlungsfähige Entertainerin, die das Publikum im Nu erobert. Das feierte sie am Ende begeistert. ||

JETZT ERST MAL FÜR IMMER

Stadtbibliothek München-Moosach
10. Mai | 20 Uhr | Tickets: 089 309054790
www.muenchner-stadtbibliothek.de | in der Lach- und Schießgesellschaft wieder im Sept.

Anzeige

PASINGER FABRIK
DIE SCHÖNE HELENA
OPERETTE VON JACQUES OFFENBACH
16.6. - 14.8.2016

REGIE: MARCUS EVERDING | MUSIKALISCHE LEITUNG: ANDREAS P. HEINZMANN

Pasinger Fabrik GmbH | Altemühlweg 17 | 81739 München | 17.30 - 20.30 Uhr
Tel. 089 825290-79 | www.pasinger-fabrik.com
www.muenchenermusik.de | Tel. 089 34818181 | info@vkv.de

Landeshochschule München
Kulturreferat

Treffen sich Buddha, Zeus, der Weihnachtsmann und das Spaghettimonster ...

Nicolas Stemanns Jelinek-Uraufführung »Wut« mäandert in den Kammerspielen zwischen eindringlicher Wucht, Leerlauf und schlechter Comedy.

PETRA HALLMAYER

Wirklich wundern würde es einen nicht, wenn Elfriede Jelinek eines Tages die Nachrichten überholen und das Stück zum brisanten Ereignis schon fertig geschrieben hätte, bevor dieses stattgefunden hat. Vielleicht ist Schreiben für sie ja die einzige Möglichkeit, sich gegen den Wahnsinn der Welt und die eigene Ratlosigkeit zu wehren. Allein das Tempo, mit dem sie Texte produziert, tut deren Qualität nicht unbedingt gut.

In ihrem jüngsten, unmittelbar nach den Anschlägen auf das Satiremagazin Charlie Hebdo entstandenen Stück dreht sich das Jelinek'sche Assoziationskarussell um die »depperten Götter« und ein derzeit omnipräsentes Gefühl. In weiten Schleifen beschwört die Nobelpreisträgerin Wut in all ihren Erscheinungsformen: die mörderische Wut der Selbstmordattentäter und unsere eigene angesichts des islamischen Terrors, die Rage rechter Brüllaffen und den Zorn eifersüchtiger Frauen.

Alle beanspruchen in den Kammerspielen das große Wir für sich, und alle sind sie lächerliche Witzfiguren: die sich permanent filmenden, nach Internetruhm süchtigen Terroristen, die Pegida-Idioten und auch die Autorin selbst.

Diese wird in einem satirischen Dramolett versarst, das Julia Riedler präsentiert, die mit Annette Paulmann und Zeynep Bozbay zu den herausragenden Performerinnen in dem siebenköpfigen Ensemble gehört.

Stemann versteht es wie wenige, aus Jelineks Prosafluten Theaterabende zu basteln. Die Souveränität und handwerkliche Versiertheit, mit der er dabei mit den Mitteln des postmodernen Regietheaters feuerwerk, ist zweifellos bewundernswert. Inhaltlich allerdings erzählt er uns in seiner Mischung aus Lecture-Performance, impro-artigen Spielszenen und Musik nichts wirklich Relevantes. Stemann hat die Textvorlage rigoros gekürzt und mit einigen überzeugenden, aber auch manchen unsäglich doofen Einfällen collagiert. Tolle Bilder und Textpassagen von beklemmender Wucht stehen neben schlechter Comedy.

Wir können ungeniert abblenden. Es gibt jede Menge Böhmermann-Scherze. Jesus lädt Buddha, Ganesha, Zeus, den Weihnachtsmann und das Spaghettimonster zur Faschingstertparty ein. Nur »Mo« fehlt, weil wir uns von ihm kein Bild machen dürfen. Schließlich schaut er dann doch noch im Minirock vorbei



Das Schauspieler-Ensemble ist zu jedem Scherz aufgelegt – auch zu doofen | © Thomas Aurin

und beteuert, er sei natürlich gar nicht der Prophet. Zwei Quietschenten-Girlies mutieren schrill kreischend zu IS-Kämpferinnen. Zum Shitstorm pressen die Schauspieler Scheißehaufen auf die Bühne, die sie als Wurfgeschosse benutzen. Vier lange Stunden dauert die Aufführung, und zur Halbzeit werden die Türen geöffnet für die, die Pause machen möchten. Danach haben sich die Zuschauerreihen stark gelichtet.

Der Regisseur, der zunächst als freundlicher Conférencier auftritt, wandert in der wechselweise fesselnden und böse nervenden Revue auf der Bühne umher und verrät uns, auf welcher Seite wir gerade angekommen

sind. Das ist superlässig, wirkt aber auch furchtbar eitel. Wie überhaupt dem ganzen Abend etwas irritierend Selbstgefälliges anhaftet. Irgendwann greift Stemann zur Gitarre und trällert ein Blödelied, bei dessen Refrain »Kinder, Küche, Kalaschnikow« die Zuschauer zum Mitsingen animiert werden. Ach, sind wir cool und witzig! Worum ging's hier noch mal? ||

WUT

Kammerspiele – Kammer 1 | 8., 26. Mai
18 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.muenchner-kammerspiele.de



Intendant Lilienthal präsentiert die Regisseure Julien Gosselin, Amir Reza Koohestani, Toshiki Okada (v. li.), dazwischen deren Dramaturginnen, re. Sebastian von Blomberg | © Judith Buss

Matthias Lilienthal stellt den Spielplan für die Saison 2016/17 vor und erwartet vom Münchner Publikum Geduld für sein Konzept.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Als Matthias Lilienthal vor einem Jahr die erste Spielzeit seiner Intendanz vorstellte, war danach eine Szene zu beobachten, die einiges über die Erwartung des Münchner Publikums aussagte. Ein Mann fuchtelte vor dem freundlichen Chefdramaturgen Sebastian von Blomberg herum und insistierte: »Sie müssen auch was für das ältere Publikum machen!« Das hat nicht wirklich geklappt. Zumindest, wenn man »älter« mit vor allem »an gediegener Schauspielkunst interessiert« gleichsetzt. Aber auch die Freunde von Performance und Underground lässt die bisherige Spielzeit einigermaßen ratlos zurück. Denn statt der ersehnten aufpeitschenden, berührenden oder intellektuellen Aha-Erlebnisse gab es jede Menge Pro-

duktionen zu sehen, die wie ein kaputter Reißverschluss wirkten, irgendwas klemmte da. Es ist halt nicht so einfach, Stadttheater und freie Szene zusammenzubringen. Aus der Homogenität einer freien Gruppe, die dadurch entsteht, dass eine intime Gemeinschaft einen künstlerischen Konsens erarbeitet und umsetzt, erwachsen ganz andere Ergebnisse, als wenn man eine Handvoll Performer mit einem Ensemble zusammenschmeißt. Da rappelt es auch mal, verrät Lilienthal in der Pressekonferenz zur Spielzeit 2016/2017, betont aber vor allem, dass so ein Prozess eben zwei bis drei Jahre brauche und man erst danach resümieren könne.

Ein kleines Zahlenresümee liefert der geschäftsführende Direktor Oliver Beckmann und versichert, dass die Einnahmen sich auf gewohnt solidem Niveau bewegen und die Auslastung (Stand Ende März) über 75 % betrage. Chefdramaturg Blomberg beschwört den kosmopolitischen Geist der Kammerspiele-Produktionen und spricht von Visionen.

An denen wird weitergebastelt. Schließlich wurden die Vereinbarungen mit den Künstlern schon getroffen, als man noch nicht absehen konnte, wie die neue Linie funktioniert und ankommt. Ab 29. September gibt es neue Inszenierungen von Nicolas Ste-

Weiter wie gehabt

mann, Christopher Rüping und Felix Rothenhäusler zu sehen sowie Arbeiten der Performer Philip Quesne, GIESCHEand und Rabih Mroué. Neu in der internationalen Riege ist der Teheraner Amir Reza Koohestani, der im Iran ansatzweise regimekritische Themen bearbeitet. In München setzt er sich mit »Der Fall Mersault – eine Gegendarstellung« des Algeriers Kamel Daoud zu Albert Camus' »Der Fremde« auseinander und bringt die iranische Autorin und Schauspielerin Mahin Sadri mit. Julien Gosselin verbindet »Unterwerfung« und »Plattform« von Michel Houellebecq und will zeigen, dass der Autor viel naiver und romantischer ist, als wir hier glauben wollen. Der japanische Regisseur Toshiki Okada nimmt Bezug auf die Atomkatastrophe von Fukushima und greift in seiner um Geister kreisenden Geschichte Elemente des Nô-Theaters auf. Der aufstrebende Regisseur Ersan Mondtag rezipiert den NSU-Prozess. Es gibt ein Wiedersehen mit Susanne Kennedy,

die ihren unterkühlten Inszenierungsstil auf Jeffrey Eugenides' »Selbstmord-Schwestern« anwendet. Rimini Protokoll präsentiert mit »Top Secret International (Staat 1)« eine seiner hoffentlich wieder ausgefeilten Politperformances. Das Zentrum für politische Schönheit wird voraussichtlich provozieren. Yael Ronen, die erfolgreich mit Biografien arbeitet, widmet sich Dating Apps und wie sie die Gesellschaft verändern. David Marton, der mit »La Somnambula« begeistern konnte, arbeitet an einem Joyce-Projekt. Und der Knaller: Christoph Marthaler lässt in »Tiefer Schweb« Beamte ein Einbürgerungsbewältigungstraining absolvieren. Da kann man sich doch drauf freuen. Und vielleicht will gut Ding wirklich Weile haben. ||

SPIELZEITHEFT 2016/17

unter: www.muenchner-kammerspiele.de

Wir verleihen Ihnen Drucksachen Flügel!

ulenspiegel
print
media
partner

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3
82346 Andechs
Tel (0 81 57) 99 75 9 - 0
www.ulenspiegeldruck.de

Anzeigen

CHRISTOPHE BOURSALT
GALERIEVANDELOO-PROJEKTE.DE

Richard Strauss' »Friedenstag«, uraufgeführt 1938 am Münchner Nationaltheater, kam kurzzeitig auf die Spielpläne deutscher Opernhäuser, ehe sie nahezu völlig aus dem Repertoire verschwand.
© Bayerische Staatsoper



Die Bayerische Staatsoper hat ein breit angelegtes Forschungsprojekt über ihre Schaffenszeit in den Jahren 1933–1963 gestartet.

Die verlorene Geschichte

DESIREE MAYER

»Wie man wird, was man ist« – so lautete das Motto der Spielzeit 2013/14 an der Bayerischen Staatsoper. In dieser Spielzeit wurde ein Forschungsprojekt ins Leben gerufen, um die Geschichte des Opernhauses von 1933 bis 1963 aufzuarbeiten. Nach drei Jahren endet dieses Projekt nun mit der jetzigen Spielzeit.

Rund 2500 Archivalien wurden von einem Forschungsteam des Theaterwissenschaftlichen Instituts der LMU München untersucht, vierzig Zeitzeugengespräche geführt und mehrere tausend Fotos und Zeitungsartikel gesichtet. Das Team um Jürgen Schläder, zu dem neben Rasmus Cromme auch Doktorand Dominik Frank und Kathrin Frühinsfeld als wissenschaftliche Hilfskraft gehören, hat in zahlreichen Archiven geforscht, um die Zeit von der Machtergreifung der Nazis bis zur Wiedereröffnung des Nationaltheaters (1963) neu zu beleuchten.

Dominik Frank erklärt, dass er vor allem sein Bild von der »Nazi-Oper« revidieren musste: »In der Oper wurde nicht das Gleiche gemacht wie im Radio oder Fernsehen. Die Propaganda war zielgruppengerecht«, erläutert

er. Das heißt, dass Ideologie und Meinungsbildung in Operninszenierungen subtiler verbreitet wurden als in anderen Medien.

Die vielfältigen Ergebnisse der Wissenschaftler betreffen außerdem Personalien wie den in Vergessenheit geratenen Intendanten Georg Hartmann, die Rolle des Prinzregententheaters als Übergangsspielstätte sowie die Spielpläne dieser drei Jahrzehnte und wurden bisher in drei abendfüllenden Symposien präsentiert. Beim Komponisten und »Hausgott« Richard Strauss zeigt sich beispielsweise, dass das Bild vom unpolitischen Künstler wenig zutreffend ist. Stattdessen ließ Strauss eine hohe Bereitschaft erkennen, als Aushängeschild der »deutschen Kunst« zu dienen. Auch die Karriere von Rudolf Hartmann, der 1937 als Oberspielleiter an die Bayerische Staatsoper kam, erweist sich als bemerkenswerter Fall. Bereits 1933, wenige Monate nach der Machtergreifung, war Hartmann in die NSDAP eingetreten und wurde deshalb 1945 unter der amerikanischen Militärregierung aus dem Staatsdienst entlassen. Schon im Jahr 1952

konnte er aber seine Karriere fortsetzen – als Intendant der Bayerischen Staatsoper. Wie es dazu kam, ist leider nicht ausreichend dokumentiert – ein Problem, mit dem sich die Forscher häufig konfrontiert sahen: Fehlende oder vernichtete Akten erschwerten ihre Arbeit immer wieder. Vorsicht ist außerdem bei vermeintlich authentischen Berichten geboten, wie die Autobiografie von Rudolf Hartmann zeigt. Diese scheint eher eine Dichtung für die Nachwelt zu sein, als den tatsächlichen Fakten zu entsprechen – manches wird nämlich einfach nicht erwähnt, macht Frank deutlich.

Am 30. Mai folgt nun das vierte und letzte Symposium mit dem Titel »Ideologische Praxis vor und hinter den Kulissen: Antisemitismus, Verfolgung, »Deutsche Kultur««. In dieser Veranstaltung geht es um die Schicksale jüdischer Mitarbeiter der Staatsoper. Diese sind »extrem schwer nachzuzeichnen«, erklärt Dominik Frank, denn auch hier fehlen Listen bzw. wurden Dokumente vernichtet. Dennoch ist es gelungen, einige Lebenswege nachzuvollziehen, wie beispielsweise den des jüdischen

Korrepetitors Erich Eisner, der sich nach seiner Deportation freikaufen und nach Bolivien emigrieren konnte. Am 30. Mai werden außerdem die Programmhefte aus der NS-Zeit beleuchtet, die stark ideologisch geprägt waren, so Frank.

Während der Opernfestspiele findet dann das große Abschluss-symposium des Forschungsprojekts statt. Unterstützt von Wissenschaftlern aus anderen Fachbereichen wird das Forschungsteam am 23. und 24. Juli alle Erkenntnisse gebündelt präsentieren.

Einen positiven Effekt hat das Projekt allerdings schon jetzt, wie Frank erzählt: Georg Hartmann, der von 1947 bis 1952 Intendant der Bayerischen Staatsoper war, soll in die Porträtgalerie des Nationaltheaters mitaufgenommen werden – wo er bis dato fehlt. ||

DIE BAYERISCHE STAATSOOPER 1933-1963
Capriccio-Saal im Nationaltheater | 30. Mai
20 Uhr | Tickets: 089 21851920
www.staatsoper.de

MAXIMILIAN THEISS

»Mohammed, bitte im Stehen!« Nein, Mohammed muss kein Gedicht aufsagen. Genau genommen ist er auch gar nicht in der Schule, sondern singender Teil einer Opernprobe in der McGraw-Kaserne. In drei Gruppen lassen sich die Jugendlichen aufteilen, die hier am Musiktheaterprojekt »Noah« mitwirken: Münchner mit und ohne Migrationshintergrund sowie Geflüchtete.

Klar, bei so einer Konstellation liegt der Begriff »Integration« nahe, in den letzten Monaten oft benutzt und abgenutzt. Doch die tritt gar nicht ein: Hier bekommt niemand irgendeine lieb gemeinte Anleitung abendländisch-aufgeklärten Miteinanders. Das wäre auch nicht im Sinne der Regisseurin Jessica Glause gewesen, für die das Projekt ein Versuch ist, »den Prozess von Gesellschaftsbildung zu erleben, voranzutreiben und vielleicht auch ein Stück mitzuprägen.« Gesellschaftsbildung versus Eingliederung in eine bereits

Die Arche Musik

Beim Jugendprojekt »Noah« der Bayerischen Staatsoper ist der Weg das Ziel. Ein Probenbesuch.

gebildete Gesellschaft – da gibt's eben einen Unterschied, der sich bereits in der Musik abbildet: Zu den Auszügen aus Benjamin Britens Kinderoper »Noahs Flut« und Kompositionen von Georg Brachtel, der auch die Musikalische Leitung innehat, steuern die Flüchtlinge noch ihre eigene Musik bei.

Natürlich funktioniert so ein Projekt nur, wenn man als Regisseurin weniger spricht und mehr zuhört. Doch Jessica Glause hat sich in der Anfangsphase nicht nur Fluchtrouten beschreiben lassen, sondern sich auch über das Leben der jungen Münchner informiert: »Da waren sehr schnell gewisse Fragen auf dem Tisch, etwa nach dem richtigen

Umgang mit emotionalen Situationen, die hier zwangsläufig eintreten. Bei »Noah« ist ja die Flucht ins Ungewisse das bestimmende Thema. Viele haben sich aber auch gefragt, ob sie hier in diesem Probenumfeld überhaupt von ihren Alltagsproblemen erzählen dürfen angesichts der Erfahrungen der geflüchteten Jugendlichen.« Aber genau darum geht es: um den wechselseitigen Austausch.

Natürlich ist Mohammed längst aufgesprungen und singt mit, die heitere Klassenzimmerstimmung aber bleibt bestehen. Als die Probe in vollem Gang ist, scheint es, als hätten ausnahmslos alle Sänger und Musiker vergessen, welch existenzieller Themen sich dieses

Projekt annimmt. Es gibt da die Aufmerksamen, die Eifrigen, die Schwätzer, die Kasper, doch alle schöpfen voll aus ihren Potentialen, schließlich ist die Staatsoper, die »Noah« verantwortet, auch ein Garant für hohe musikalische und künstlerische Qualität. Das Publikum wird bei der Aufführung sicherlich eine neue, erweiterte Sicht auf die Flüchtlingsthematik gewinnen, was die Veranstalter dann – mit Fug und Recht – als Erfolg bewerten dürfen. Der eigentliche Erfolg jedoch trat bereits in der Probenphase ein: Einwohner und Neulinge treffen direkt auf- und kommunizieren miteinander und verfolgen tatkräftig ein gemeinsames künstlerisches Ziel. Manchmal kann man halt auch von Jugendlichen etwas lernen. ||

NOAH
Rennert-Saal, Max-Joseph-Platz 2 | 8., 10., 11., 13., 14. Mai | Tickets: 089 21851920

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG, | www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Susanne Gumpich, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan,
Redaktion Thomas Betz, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Maximilian Theiss, Christiane Wechselberger

Autoren dieser Ausgabe Franz Adam (fa), Miriam Althammer (mal), Christina Bauer (cb), Andrea Berger (ab), Thomas Betz (tb), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Benedikt Frank (bf), Stefan Frey (stf), Iseult Grandjean (igr), Christina Haberlik (cha), Petra Hallmayer (ph), Sven Hanuschek (sha), Simon Hauck (sha), Thomas Kiefer (tk), Christine Knödler (ckn), Krisha Kops (kk), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Gabriele Luster (gal), Desiree Mayer (dem), Angelika Otto (ano), Christiane Pfau (cp), Tina Rausch (tra), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Maximilian Theiss (mt), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
(jährlich 11 Ausgaben, Doppelnnummer August/September)
Wählen Sie Ihr persönliches Abo: **Förder-Abo** 50 Euro | **Basis-Abo** 25 Euro
Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung:
Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen.
Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE47 7019 0000 0001 2784 44 | BIC: GENODEF1M01

STEFAN FREY

»Herr Blumenkohl gibt sich die Ehre«. Blumenkohl? Wer zum Teufel ist dieser Herr Blumenkohl, der sich im Hofspielhaus die Ehre gibt? Auf dem Plakat erkennt man Konturen. Es sind die von Dominik Wilgenbus. Ist er etwa Herr Blumenkohl? Nein, er hat nur Regie geführt. Und übersetzt. Außerdem spielt er noch Klavier, freilich gut versteckt unter einem Lampenschirm. Aber Herr Blumenkohl ist er nicht. Der ist in München nämlich gar nicht so unbekannt. Allerdings kennt man ihn unter anderem Namen. Bereits Anfang des Jahres hatte er in seinen etwas weitläufigen Salon in der Reithalle geladen. Da hieß er Pitzelberger und feierte das 150. Jubiläum des Gärtnerplatztheaters: Mit Jacques Offenbachs Operette, in deren Mittelpunkt er steht, wurde das Haus einst immerhin eröffnet. Nun gibt er sich also schon wieder die Ehre, aber endlich mit richtigem Namen, heißt er doch im französischen Original Monsieur Choufleuri – wörtlich übersetzt: Blumenkohl.

Zu Hause ist er diesmal im Hofspielhaus, Münchens neuestem und wohl auch kleinstem Theater. Und dort passt er bestens hin. Offenbachs Einakter ist kurz (70 Minuten) und unaufwendig (ein Klavier- und ein Schauspieler sowie das klassische Operntrio Sopran-Tenor-Bariton). Mehr hätten auf der schmalen Bühne auch nicht Platz. Vor allem, wenn sie so spielfreudig sind wie Anne Steffens und Julian Freibott als junges Liebespaar Ernestine (Blu-



Man kann sich's schon denken: Es wird heiter, wenn Herr Blumenkohl sich die Ehre gibt | © Hofspielhaus

Schöner Quatsch!

Offenbach als Brettl-Operette im Hofspielhaus.

menkohl) und Fridolin (Hastewas) oder Juri Kannheiser als friesischer Diener Pitterjan, der noch dazu hinreißend Cello spielt. Und natürlich Blumenkohl selbst. Ihn stellt Torsten Frisch als komischen und kantigen Kauz auf schmale Brettel, sozusagen knapp am Rande des Wahnsinns. Und den braucht es, um die wahrhaft hanebüchene Handlung obsessiv vorwärtszutreiben. »Etwas zu fördern, was man mag, ist keine Kunst«, lautet Herr Blumenkohls Credo, »etwas zu fördern, was man verabscheut, das zeugt von Geschmack!« Und nur aus diesem Grund veranstaltet Blumen-

kohl eine musikalische Soiree. Denn wenn Blumenkohl etwas nicht ausstehen kann, dann ist es Musik. Dass seine einzige Tochter Ernestine ausgerechnet einen Komponisten namens Hastewas liebt, verstärkt seine Abneigung nur. Seine Träume aber sind trotzdem auf die besagte musikalische Soiree gerichtet, soll sie doch seinen gesellschaftlichen Aufstieg vor aller Augen legitimieren – und zwar so hochkulturell wie möglich. Deshalb hat Blumenkohl gleich die drei berühmten Opernstars engagiert. Als die plötzlich absagen, ist er wie paralysiert und aus Angst vor der drohenden

Blamage zu allem bereit. Tollkühn springt er mit Tochter und Liebhaber für die abwesenden Sänger ein.

Verhängnis und Wahnsinn nehmen ihren Lauf. Mit Inbrunst stürzen sich die Blumenkohls ins aberwitzige »Trio Italien«. Da wird italienisch geradebrecht, donizettisch gejodelt und nebenher auch noch über die Verlobung von Ernestine und Fridolin verhandelt. Doch »Schwiegerpatri Carfiolo« sträubt sich. Wie er schließlich klein beigt, wird nach allen Regeln der Klamotte vorgeführt, als deren Vater und Meister sich Dominik Wilgenbus einmal mehr erweist. Seine Freude am kindlichen Quatsch wirkt ansteckend – sowohl auf die Darsteller als auch auf das Publikum. Und siehe da: »Offenbach ist im Original tatsächlich moderner als all das, was zum Zwecke sogenannter Aktualisierung mit ihm veranstaltet wird« (wie es im Programmheft heißt). Nur die Namen der absagenden Opernstars, bei Offenbach historisch real und damit Gegenstand der Parodie, hätten Aktualisierung durchaus vertragen. Doch auch so ist es dem Hofspielhaus mit dieser Brettl-Operette gelungen, »den Unsinn« – ganz im Sinne des Offenbach-Verehrers Karl Kraus – wieder »zu Ehren zu bringen.« ||

HERR BLUMENKOHL GIBT SICH DIE EHRE
Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | **20., 27., 29. Mai, 11., 24. Juni, 1. Juli** | 20 Uhr
(sonntags 18 Uhr) | Tickets: 089 24209333

GABRIELE LUSTER

Ganz einfach »GAACH« heißt eine der Uraufführungen der heurigen Münchener Biennale. Dem waschechten Bayern ist klar, dass »gaach« »steil« bedeutet. Und der historisch informierte Münchner weiß vielleicht sogar, dass aus dem »Gaachen Steig« im Laufe der Zeit der »Gasteig« wurde. Hier im »gaachen« Haidhausen, in den Sälen der Philharmonie am Gasteig oder in der unterhalb gelegenen Muffathalle und im Müller'schen Volksbad schlägt das Herz der Biennale.

Kein Wunder also, dass Catherine Milliken, Robyn Schulkowsky und Dietmar Wiesner »Haidhausen« zum Thema ihres Partizipationsprojektes »GAACH – quasi eine Volksoper« erkoren, die am 5. Juni in den Gasteig-Foyers uraufgeführt wird.

Die drei seit drei Jahrzehnten immer wieder zusammenarbeitenden Musiker und Komponisten fanden am Gasteig und in Haidhausen viele bereitwillige Mitmacher für diese »quasi« aus dem Volk entstandene Musiktheater-Produktion.

Zur tragenden Säule wurde die Volkshochschule: Dozenten und Teilnehmer unterschiedlichster Kurse – Literaturkreis, Kurse in Fotografie, Volks- und Stepptanz, Chor, Malen, Musikensembles, Sambatruppe, Orchester und Interkultureller Schülertreff der VHS – widmeten sich in den vergangenen Monaten intensiv dem Thema Haidhausen. Dabei flos-

Zurück zu Henze

Was ist »GAACH«? Und was ist überhaupt eine Volksoper?
Die Münchener Biennale sucht eine Antwort darauf.



Eine Oper vom Volk, mit dem Volk und fürs Volk, und das auch noch zeitgenössisch – man darf gespannt sein | © Münchner Volkshochschule

sen persönliche Erlebnisse ebenso ein wie historische Ereignisse oder geografische Gegebenheiten. »Alle bringen ihre Aspekte ein, leisten ihren Beitrag zu dieser großen Musiktheatercollage, die mit vielen Überschneidungen und Überblendungen zu einem stimmigen Gesamtbild verwoben wird«, erläutert Dietmar

Wiesner. Aber nicht nur die VHS mischt mit bei der »Volksoper«: Auch Teilnehmer und Dozenten des Beratungszentrums für traumatisierte Flüchtlinge und Folteropfer »Refugio« in Haidhausen beteiligen sich und bringen mit Musik aus ihren Heimatländern Farbe ins musikalische Geschehen.

Als Gäste beim Partizipationsprojekt wirken die Blasmusik der Münchner Philharmoniker, Mitglieder des Odeon-Jugendinfonieorchesters und ein Chor des Maria-Ward-Gymnasiums mit. Laien und Profis mischen sich, tauschen Ideen aus, entwerfen Konzepte und vereinen sich zur gemeinsamen Aufführung.

»Wir gehen mit diesem Partizipationsprojekt eigentlich zurück zu Hans Werner Henze. Er hatte doch, bevor er 1989 in München die Biennale gründete, das Festival in Montepulciano ins Leben gerufen und dort das ganze Dorf zum Mitmachen animiert.« Das künstlerische Leitungsteam setzt genau da an und will mit »GAACH« auch Identität stiften und die Mitmachenden für die anderen musiktheatralischen Biennale-Produktionen gewinnen.

Daniel Ott und Manos Tsangaris, die beiden neuen Chefs der Biennale, die das musiktheatralische Kreativtrio nach München einladen, wollen mit der »quasi Volksoper« ganz einfach die Münchner locken und beweisen: Neues Musiktheater ist nicht nur was für Insider. ||

GAACH
Gasteig | **5. Juni** | 20.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 (MünchenTicket)
www.muenchenerbiennale.de

Das Werner-Schlierf-Jahr in Giesing 2016

Anlässlich der Straßenwidmung
»Werner-Schlierf-Straße« in Giesing
und dem 80. Geburtstag des
Giesinger Autors Werner Schlierf

Samstag, 21.05.2016, 14:00 Uhr

Der »Freundeskreis der Turmschreiber« und die
Freunde Werner Schlierfs laden zum Auftakt ein.
U.a. mit Franz Eder, Bernhard Ganter,
Elke Deuringer und der Express Brass Band.
In der Werner-Schlierf-Straße in Giesing.

Alle Termine unter:
www.werner-schlierf.de-bayern.de



Jeftahs Opfer

Mehr als ein Konzert

Di, 07.06.16, 20 Uhr
Allerheiligen-Hofkirche
Residenz München

Musik von Händel und Seter
mit Sängern des Opernstudios
der Bayerischen Staatsoper

Brigitte Hobmeier, Sprecherin
Daniel Grossmann, Dirigent

www.o-j-m.de



Orchester
Jakobsplatz
München

BAYERISCHE
STAATSOOPER

Stimme der Westsahara

Aziza Brahim stammt aus einem afrikanischen Flüchtlingslager, wo sie immer wieder hinreist – es ist ja ihre Heimat. Auch auf ihrem neuen Album singt sie von ihren Wurzeln und Erfahrungen.

CHRISTINA BAUER

Gerade erst Anfang März veröffentlicht, stand »Abbar el Hamada« im April schon auf Platz 1 der europäischen und Platz 2 der Transglobal World Music Charts. Sängerin und Songwriterin Aziza Brahim ist seit ihrem ersten Atemzug eine Wanderin zwischen vielen Welten. Das aber, zumindest zum Teil, unfreiwillig. Sie wuchs auf in einem riesigen Flüchtlingslager in der

Westsahara am westlichsten Rand Afrikas. Das Herkunftsgebiet ihrer Familie wurde in einem territorialen Konflikt von Marokko besetzt. So standen auf einmal enorme Mauern zwischen zehntausenden früheren Bewohnern und ihrer einstigen Heimat. Dort stehen sie noch immer. Brahim fand ihren Weg zur Schulausbildung nach Kuba, später nach Spanien, wo sie heute in Barcelona lebt. Doch ihr Zuhause ist bis heute dieses Niemandsland im Exil, der Fluchtort Vertriebener, wohin sie immer wieder reist. Es gab dem neuen Album seinen Titel, der ins Deutsche übersetzt »Über die Hamada« lautet.

Mit rauer, dunkler Stimme, oft eingefärbt von einem melancholischen Timbre, singt Brahim die Geschichten ihrer Heimat. Im Titelsong »Abbar el Hamada« formt sie daraus einen reflektierten Folksong, der mit seinen beschwingten Rhythmen und der dynamischen Melodik dem steten Vorantreiben oder Getriebensein einen ermutigenden, tröstlichen Klang verleiht. Dagegen weht durch die Klageballade »Mani«, eine schwermütige Liebeserklärung an die ferne Heimat, ein einsamer Wüstenwind. Das energetisch-rockige »Baraka« widmet Brahim der Stärke der Frauen. Für die vielschichtigen Percussions hat sie sich dieses Mal Sengane Ngom aus dem Senegal an Sabar und Djembé geholt, zwei traditionellen Schlagzeuginstrumenten. Perkussionist und Schlagzeuger Aleix Tobias erweitert das rhythmische Klanggefüge. Drei Musiker an insgesamt acht Gitarren von der spanischen bis zur E-Gitarre entspinnen auf



Aziza Brahim, die Wanderin zwischen vielen Welten
© Veranstalter

jeweils bis zu 18 Saiten ein Flechtwerk kontrastierender, solistischer und begleitender Parts. Brahim und ihr Ensemble geben den Menschen der Hamada, allen Heimatlosen und Suchenden, Fliehenden und Kämpfenden eine starke musikalische Stimme. ||



Aziza Brahim: »Abbar el Hamada«
(Glitterbeat Records)

AZIZA BRAHIM

Ampere | Zellstr. 4 | 11. Mai | 20.30 Uhr
Tickets: 089 54818181 (MünchenTicket)



Gustav Mahler: Symphonie Nr. 1.
Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, Yannick Nézet-Séguin (NAXOS)

Neue Sachlichkeit

Wenn das BR-Symphonie-Orchester unter Yannick Nézet-Séguin Mahler spielt, sind die Erwartungen groß. Sehr groß.

FRANZ ADAM

Mahlers genialer Erstling enthält bereits viele spezifische Elemente seines symphonischen Universums: den Traditionsbezug neben dem radikal Neuen, die artifiziellen Naturlaute des Beginns, den Liedduktus (hier aus den frühen »Liedern eines fahrenden Gesellen«, die im ersten und dritten Satz anklingen), Reminiszenzen an Trauermarsch und Zirkusmusik – ein Welttheater aus Tönen, das in der himmelstürmenden Apotheose des Finalsatzes gipfelt. Wenn eines der renommiertesten Orchester und einer der talentiertesten Dirigenten von heute, der 41 Jahre junge Kanadier Nézet-Séguin, sich zusammenschließen, um dieses frühmoderne Sturm-und-Drang-Opus aufzuführen, sind die Erwartungen sehr hoch. Zu hoch. Doch ist dieser auch klangtechnisch tadellose Livemitschnitt alles andere als missraten; Mahlers Partitur erfährt eine routinierte Wiedergabe, souverän in manchen instrumentalen Details, gerade im Bereich des Leisen, Intimen, und zünftig auftrumpfend am Ende, wie von einem Ensemble dieses Ranges nicht anders zu erwarten. Aber auch: erwartbar, marmorkalt und sachlich musiziert, nie kühn überraschend, als hätten alle Beteiligten Distanz wahren wollen vor der – bei Mahler stets riskanten – affektiven Überwältigung. Schade drum, denn die Rechnung geht am Ende nicht ganz auf; das Ergebnis bleibt seltsam uninspiriert, auch wenn alles irgendwie richtig klingt.

Nun wäre diese – wie gesagt: keineswegs schlechte – Aufnahme vermutlich viel leichter zu loben, wenn es nicht eine riesengroße Konkurrenz von Einspielungen gäbe, seit John Barbirolli mit seinem Hallé Orchestra vor bald sechzig Jahren die erste Stereoaufnahme der Symphonie vorgelegt hat (die sich übrigens noch heute hören lassen kann). Im großen Mahler-Alphabet von Abbado, Bernstein, Chailly bis Zinman liegt Nézet-Séguin mit dieser CD aber tatsächlich nur im gehobenen Mittelfeld. Angesichts Dutzender von Aufnahmen stellt sich ohnehin die Frage nach dem Sinn eines solchen Unterfangens, es sei denn, man wartet mit bis dato Unerhörtem auf oder entscheidet sich für die unbekanntere Frühfassung des Werks mit

dem später ausgeschiedenen Andante-Satz (»Blumine«), wie sie Thomas Hengelbrock vor zwei Jahren präsentierte.

Wohlgemerkt: Es ist natürlich nur zu begrüßen, dass der BR seine herausragenden Konzerte auch weiterhin publik macht. Denn am Ende stellt sich in diesen Zeiten eine viel grundsätzlichere Frage, nämlich die nach der Zukunft des hauseigenen Labels selbst. BR Klassik bietet ohne Zweifel ein unverächtliches, zum Teil hochkarätiges Programm mit exquisiten Raritäten. Jüngste Verlautbarungen des Bayerischen Obersten Rechnungshofs dazu klingen schrill genug: »Auf der Erlösseite soll darauf geachtet werden, dass nur Stücke veröffentlicht werden, für die eine ausreichende Nachfrage vorhanden ist. Sollte ein kommerzieller Erfolg ohne Zuschüsse des BR nicht erreichbar sein, ist das Klassiklabel wieder einzustellen«, so steht es im aktuellen Bericht zur finanziellen Situation des Bayerischen Rundfunks geschrieben. Als Musikfreund kann man nur hoffen, dass dies eine leere Drohung bleibt. ||



Omer Klein Trio: »Fearless Friday«
(Neuklang Records)

Jazzige Kontraste

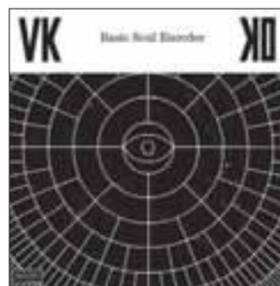
Das Omer Klein Trio kommt nach München und bringt seine neue CD »Fearless Friday« mit.

Mit »Fearless Friday« (Neuklang Records) erkunden der aus Israel stammende Pianist Omer Klein und seine Co-Musiker, was sich aus der klassischen Konstellation des Pianotrios im zeitgenössischen Jazz herausholen lässt. Das ist eine ganze Menge. Stride-Piano- und Boogie-Elemente gehen nahtlos auf im Modern Jazz, sonatenhafte Passagen werden durch einfallsreiche Soloimprovisation kontrastiert, dezente Balladen abschnittsweise beschleunigt. Der junge Schlagzeuger Amir Bresler grundiert die Stücke mit komplexen Rhythmus-schichten, ungeraden Metren und häufigen Tempowechseln. Er erhält zudem streckenweise Raum als Solist, ebenso wie Bassist Haggai Cohen-Milo, der sich neben griffigen, erdigen Basslinien auch als eleganter Melodiker präsentiert. Der musikalische Kern entspringt freilich dem Piano, wo Komponist Klein etwa bei »Yemen« ein markantes Thema vorstellt, eine Fülle von Variationen dazu findet, um das Stück schließlich in eine temporeiche Soloimprovisation zu führen, in der sich elegante Melodieverläufe, gläsern schimmernde Arpeggien, dekorative Dissonanzen und klangstark verdichtete Akkordfolgen abwechseln. Charakteristisch außerdem die

Einflechtung nahöstlicher Melodik und Harmonik in ein zeitgenössisches Jazzgewand, wie auch bei »Niggun« und »Shwaye Shwaye«. || **cb**

OMER KLEIN TRIO

Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 18. Mai | 21 Uhr
Tickets: www.unterfahrt.de



Verworner-Krause-Kammerorchester:
»Basic Soul Encoder« (Neuklang Future)

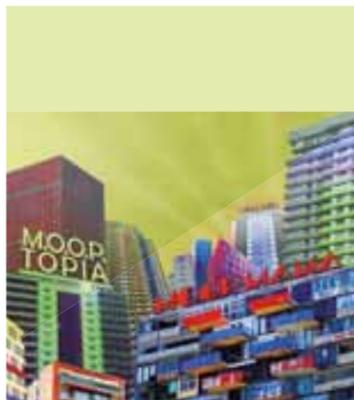
Orchestraler Technotrip

Vor zwei Jahren entstand im Umfeld der Musikhochschule das »Verworner-Krause-Kammerorchester«. Jetzt erscheint das Debütalbum der unverortbaren Musikgruppe.

Fein-metallische Percussion, verzerrte Gitarrensaitensounds und verhaltene Streicherklänge. Wenige Takte später gesellen sich ein markantes, elektronisches Soundpattern und ein dröhnender Technobeat dazu. Damit lässt das etwa einminütige Intro des Stückes »Basic Soul Encoder« schon viel anklingen vom musikalischen Stil des gleichnamigen Albums (Neuklang Future, erscheint am 10. Juni). Auf ihm verbinden sich in aufwendig-komplexen Kompositionen klassische Formen, Harmonik und Instrumentierung mit elektronischen Effekten und Synthesizer-Sounds sowie jazzigen Soloimprovisationen. In einem Teil der Stücke tragen die Stimmen der zwei Sängerinnen fantasiedurchwirkte, dramatische Narrative aus einer Science-Fiction-Ideenwelt vor. Instrumentale Themen und Soli sind vor allem an Violine, Cello und Bass zu hören. Das Posaunenkonzert »The Babadook« räumt indes den Bläsern reichlich solistischen Raum ein. Die großenteils psychedelisch-schräge, düster-monumentale oder verhalten-melancholische Atmosphäre wird durch die mit heiterer Leichtigkeit über die Streichersaiten und Holzblasinstrumente hüpfende Komposition »Prinzenghetto« kontrastiert. Ein spannendes Debüt des zwei Jahre jungen Orchesters, in dem sich vor allem Absolventen der Münchner Hochschule für Musik und Theater um die beiden Komponisten und Bandleader Christopher Verworner und Claas Krause scharen. || **cb**



Auch optisch eine gelungene Kreuzung aus Blasmusik und Hip-Hop: Moop Mama | © Lena Semmelroggen



Moop Mama: »Mooptopia« (Soulfoo); VÖ: 27.5.

Urban Brass in Alcatraz

Keno Langbein, Rapper der Münchner Band Moop Mama, erklärt, warum Blasmusik und Hip-Hop so hervorragend harmonieren. Und warum auch eine klassische Liveband ab und zu ins Studio muss.

Rap und Blasmusik – passt das zusammen?

Sehr gut sogar. Es ist eher ein deutsches Phänomen, dass man die zwei nicht zusammenbringen kann. Vor allem, da hier Blasmusik meistens mit Volksmusik gleichgesetzt wird. In anderen Ländern wie den Vereinigten Staaten oder Frankreich gibt es eine lange Tradition von Blechblasmusik, die mit Volkstümlichkeit gar nichts am Hut hat. Zum Beispiel Jazz-, Brass- oder New-Orleans-Jazz-Bands.

Und da kann man euch einordnen?

Wir machen auf jeden Fall keine Kappellenmusik. Wir kommen aus dem Funk, Soul und Jazz und sehen uns eher als Brassband. Auch Rap hat sich ja aus diesen Stilrichtungen heraus entwickelt. Deshalb steht musikalisch auch keine Schranke dazwischen. Selbst wenn wir in Deutschland eine der ersten Bands sind, die diese Richtung derart einschlagen.

Erklärt ihr euch euren Erfolg durch diesen Zusammenfluss verschiedener Elemente?

Ja. Aber auch weil wir eine Liveband sind, holen wir die Leute sehr breitflächig ab. Ob alt oder jung. Egal, ob sie sich nun für traditionelle Musik interessieren oder für moderne. Viele hören unsere Musik auch, weil sie sich für unsere Instrumente begeistern. Oft haben sie selbst in einer Kapelle gespielt, waren Hobbymusiker oder Mitglied in einem Musikverein.

Auch andere Bands wie LaBrassBanda haben erfolgreich die Bläser für sich entdeckt. Seht ihr euch als ein Teil eines Trends?

Es gibt auf jeden Fall einen Trend, der moderne Blasmusik beinhaltet. Genauso werden traditionelle Elemente verstärkt aufgegriffen und in der Popmusik verwendet. Obwohl wir auch in diesem Kontext auftreten, sind wir da eher ein Randphänomen. Volkstümliche Tradition ist für uns überhaupt kein Thema. Nicht umsonst haben wir den Begriff Urban-Brass geprägt.

Mit so vielen Blasinstrumenten habt ihr live eine unglaubliche Präsenz. Ist es da nicht schwierig, diese auch bei Aufnahmen herzustellen?

Das Erlebnis Moop Mama ist natürlich ein Liveerlebnis. Gleichzeitig haben wir aber immer versucht, diese wahnsinnige Bühnenenergie auf Platte zu bannen. Auf den drei Alben haben wir viel rumprobiert. Mal mit mehr Effekten, mal näher am Livesound. Diesmal ist uns die Mischung recht gut gelungen.

Was ist denn das Thema des neuesten Albums?

Es ist kein Konzeptalbum. Allerdings haben uns die Themen Stadt, Utopie und Urbanität schon immer begleitet. Alle unsere Songs drehen sich um Geschichten, die in einer Stadt passieren. Deswegen heißt das Album auch »Mooptopia«.

Kann man also sagen, dass euch die Stadt München geprägt hat?

Sicher. Insbesondere weil wir hier unsere ersten Erfahrungen gesammelt haben und anfangs immer auf der Straße spielten. Zwar ist München eine der größten Städte in Deutschland, doch was Neben- und Gegenkultur anbelangt auch eine der repressivsten. Deswegen waren wir hier besonders gefordert. Wir wollten bestimmte Themen wortwörtlich auf die Straße bringen. In Berlin hätten wir vielleicht mehr Freiheiten gehabt, wären aber wahrscheinlich auch weniger aufgefallen.

Das klingt mir nach einer recht politischen Band.

Unsere Inhalte waren von Anfang an irgendwie politisch. Vielleicht ist aber »gesellschaftskritisch« der treffendere Ausdruck. Für mich ist es völlig normal, dass jemand, der in der Öffentlichkeit steht, auch gesellschaftliche Themen aufnimmt. Ich schau mich um, und was mich anspricht, das beschreibe ich auch. Da kommen dann automatisch politische Dinge vor. Gerade im Moment wird extrem viel politisiert. Man kann fast gar nicht anders.

Auch euer erstes Musikvideo des Albums ist ein politischer Song: Meermenschen.

Es ist ein sehr aktueller Song. Deswegen wollten wir nicht lange mit dieser Aussage warten. Der Song versucht, das Thema Flüchtlinge auf einer Gefühlsebene zu beschreiben, anstatt starke Meinungen zu vertreten oder mit dem Zeigefinger zu deuten. Ich wollte oft benutzte Bilder wie »Deutschland wird überschwemmt« umdrehen, um zu zeigen, dass wir eine kleine Insel wie Alcatraz sind, die sich nach außen hin abschottet.

Natürlich habt ihr auch andere interessante Lieder auf euren Alben. Einige davon auch mit namhaften Features.

Es ist das erste Mal, dass wir Gäste auf unserem Album haben. Wir wollten nie Musik mit Künstlern machen, mit denen wir nichts zu tun haben. Diesmal hat es sich ganz natürlich ergeben. Das am meisten herausragende Feature ist das Lied mit Jan Delay. Letztes Jahr durften wir mit ihm touren. Es war eine sehr prägende Zeit, in der wir viel gelernt haben. Eine Art Band-Praktikum. Der Song war sozusagen ein Abschluss dieser Zeit.

Und was dürfen wir nach diesem Schlussstrich erwarten?

Neben dem Release Ende Mai haben wir einen langen Festival-sommer mit vielen Auftritten vor uns. Im Herbst werden wir dann auf Tournee gehen. Außerdem haben wir noch ein neues Format unserer Guerilla-Auftritte geplant.

Wo und wann?

Na ja, auf der Straße. Wo und wann genau, kann ich nicht verraten. Würde ich es tun, wären es ja keine Guerilla-Auftritte mehr. (lacht) ||

INTERVIEW: KRISHA KOPS

Selten werden Bands so stark mit ihren Live-Gigs verbunden wie Moop Mama. Mit sogenannten »Guerilla-Auftritten« tauchen die Musiker unangekündigt irgendwo im öffentlichen Raum auf und starten ihre Setlist. Doch auch im Studio weht ein kreativer Geist, wenn Moop Mama ihre CDs aufnimmt – das kann man ab dem 27. Mai hören: Dann erscheint das Album »Mooptopia«.

Anzeige

DEIN
BLAUES
WUNDER

Tollwood

29. Juni – 24. Juli 2016 · Olympiapark Süd · München

MUSIK-ARENA

29.06. James Bay
30.06. Frank Turner & The Sleeping Souls
01.07. Die Lochis spec. guest: Mike Singer
02.07. Trailerpark Open Air 2016
03.07. Die CubaBoarischen
04.07. Harry G (ausverkauft)
05.07. ZZ Top spec. guest: Ben Miller Band
06.07. Avantasia
07.07. Jan Delay & Disko No. 1
08.07. Bilderbuch
09.07. Dieter Thomas Kuhn & Band
10.07. Beirut
11.07. Anastacia
12.07. Element of Crime spec. guest: Tom Schilling & The Jazz Kids
13.07. Melody Gardot
14.07. WIRTZ
15.07. Warren Haynes | Jesper Munk spec. guest: Henrik Freischlager Trio

16.07. Schmidbauer & Kälberer laden ein: Wolfgang Buck
17.07. Niedeckens BAP
18.07. Jamie Cullum
19.07. Deep Purple
20.07. Sarah Connor
21.07. Wanda (ausverkauft)
22.07. Mark Forster & Namika spec. guest: LOT
23.07. PETER CORNELIUS & Band spec. guest: RINGLSTETTER
24.07. Rea Garvey

THEATER

The AniMotion Show 29.6. – 2.7.
Sticks, Stones, Broken Bones 30.6. – 6.7.
A Simple Space 8.7. – 12.7.
Face Nord 14.7. – 23.7.
CAVEMAN 8./9.7. & 15./16.7.

ARTGERECHTES MÜNCHEN

Mit dem Aktionsbündnis »Artgerechtes München« engagiert sich Tollwood mit zahlreichen Unterstützern dafür, dass im Wirkungskreis der Stadt nur noch Fleisch aus artgerechter Tierhaltung auf den Teller kommt. Machen auch Sie mit! www.artgerechtes-muenchen.de

Das Festival ist täglich geöffnet von 14 – 1 Uhr, Sa/So ab 11 Uhr. Bitte nutzen Sie die öffentlichen Verkehrsmittel.

INFOS & TICKETS:
0700-38 38 50 24
www.tollwood.de

SW//M

Stadtparkasse
München

MVG

Hacker-Pschorr

Vom Kirchenchor zu Snarky Puppy

KLAUS VON SECKENDORFF

Ein Sonderling ist er nicht, auch wenn Cory Henry auf der Bühne nur einen Schuh trägt. Der Grund ist einleuchtend: Er zieht den anderen aus, weil er hauptsächlich eine Hammond B3 spielt, und beim Bedienen der Basspedale mit dem linken Fuß ist die bloße Socke erste Wahl. Womit auch geklärt wäre, warum Cory nur von einem Schlagzeuger begleitet wird, einem Holländer namens Yoran Vroom, was lautmalersich bestens zu der Art passt, wie Mr. Henry seine Orgel spielt.

Seit die Hammond ab 1937 in den Kirchen schwarzer Gemeinden Einzug gehalten hat, nicht zuletzt als vergleichsweise preisgünstiger Ersatz für die große Pfeifenorgel, ist die karge Kombination als Grundausrüstung für den Gottesdienst populär. Gospeldienste in Kirchen Brooklyns waren Corys musikalische Schule. Seine einzige. Aber wer von ziemlich klein auf an Sonntagen von elf Uhr bis nachmittags um sechs im Einsatz war, Chöre und Solisten begleitend und nicht nur bei Soli

Wie viel Gospel verträgt ein Jazzclub? Keyboarder Cory Henry testet das Publikum der Unterfahrt.

in ständigem Wettstreit mit Kollegen, der konnte es eben schon als kleiner Junge zum Spitznamen »Master Cory« bringen – und zwar ganz im Sinne von »learning by doing«.

Henrys derzeitige Popularität vor allem bei jungem Publikum hat allerdings weniger mit Kirche zu tun als mit weltlichem Groove-Fanatismus, wie ihn die bläserstarke Formation Snarky Puppy (deren zweiter Keyboarder Bill Laurance die »Unterfahrt« übrigens schon im März beehrt hat) besonders gediegen pflegt. Wer bei dem amerikanischen Fusion-Kollektiv an den Tasten sitzen will, muss komplizierteste Arrangements mit links spielen. Corys Solo zum Snarky-Song »Lingus« (auf YouTube abrufbar) ist Kult unter Organisten, Note für Note studiert und transkribiert.



Cory Henry | © Veranstalter

Beim Downbeat-Sieger 2015 in der Kategorie »Beste Band« begleitete der Keyboarder illustre Gäste vom Gospeligiganten Kirk Franklyn bis zu Lalah Hathaway. Drei Jahre in der Band des Saxofonisten Kenny Garrett, Gigs bei »The Roots«, Markus Miller (»Afrodeezia«) und – seltsam genug bei jemandem, dessen eigene Band »Funk Apostels« heißt – Bruce Springsteen: Kein Wunder, dass ein solch vielseitiger Musiker auch in der Hausband des Jay-Leno-Nachfolgers Jimmy Fallon (»Tonight Show«) eine Weile gut aufgehoben war.

Derzeit aber besinnt sich der Groovemeister auf seine Wurzeln, gospelige Songs, die er schon kennt, seit er vier Jahre war (auf YouTube sieht man ihn früh und reif eine Hammond begrabschen). Er zieht die Register der Hammond für »old fashioned sounds« und lässt die Tastenkommode dramatisch aufjaulen. Kaum fängt er aber an zu improvisieren, setzt sich der Jazzer mit an die Tasten. Man muss also nicht Gospelfan sein, und zum Glück bleiben einem die ewig gleichen Bekenneryrics erspart – solange Cory nicht ausnahmsweise singt, gelegentlich leider mit Vocoder, womit man als Solist Chorgesang imitieren kann.

Auf der aktuellen CD mit dem bezeichnenden Titel »The Revival« treibt er mit den Besuchern seiner Stammkirche »Greater Temple of Praise« im östlichen Brooklyn auch einschlägige Spielchen à la »If you're happy and you know it, clap your hands – CLAP, CLAP«.

Nix für ungut: Der Revival-Mann wandelt das in der deutschen Version bei »kleinkind-online« auffindbare »Clap Your Hands« in der zweiten Strophe listig ab zu durchaus anzüglich gemeintem »touch your neighbor«. Und musikalisch bürgt der vermutlich beste Hammondspieler jenseits von Jazzgrößen wie Joey DeFrancesco oder Larry Goldings sowieso für einen großartigen Abend, wie man ihn sonst nur jenseits des großen Teichs erleben kann. ||

CORY HENRY

Unterfahrt | Einsteinstraße 42 | 28. Mai
21 Uhr | Tickets: www.unterfahrt.de

Japanisch-bayerische Freundschaft

Die Band Sasebo ist die gelungene Vereinigung zweier Kulturen, deren Gemeinsamkeiten nicht allzu offensichtlich sind.

DIRK WAGNER

Jede Pizzeria oder Sushibar dieser Stadt lässt einem die Steigerung der Lebensqualität durch Zuwanderung regelrecht auf der Zunge zergehen. Wo kulinarische Errungenschaften wie der Döner Kebab zudem aus der Vereinigung einer deutschen und einer türkischen Esskultur hervorgeht, kann man gar von einer Interkulturalität schwärmen, die die hier aufeinander einwirkenden Kulturen nicht nur als gleichwertig akzeptiert, sondern daraus gar eine weitere gemeinsame Kultur generiert. Und also stand irgendwann ein in den 80er Jahren nach Deutschland gezogener japanischer Künstler vor einem türkischen Dönerstand und bewunderte die sich drehende Fleischmasse auf dem senkrechten Grillspieß. Augenblicklich erwog der japanische Künstler mit Namen Toshio Kusaba eine japanische Spielart jenes Gerichts, die er Samurai Kebab nannte. Doch statt den Gaumen verwöhnt Kusaba mit »Samurai Kebab« (Echokammer) nun die Ohren der



Vorderseite und Rückseite des LP-Covers bilden aufgeklappt dieses hübsche Motiv | Sasebo: »Samurai Kebab« (Echokammer)

Hörer des zweiten Albums seiner in München gewachsenen Band Sasebo.

Weitere Japaner wie der zweite Sänger Carl Tokujira Mirwald und der Gitarrist Yutaka Minegishi spielen hier mit Nichtjapanern wie dem Gitarristen Ivica Vukelic, der Akkordeonist Katharina Kulmann, dem Klarinettenisten David Bielander und anderen eine Musik, die interkulturell den Blues eines Howlin' Wolf mit Balkanmusik, bayerischer Musik und zahlreichen japanischen Einflüssen mischt. Wenn zudem in jenem »Samurai Kebab« auch Bert Brecht und Kurt Weill mitmarschieren, sind dies bezeichnenderweise zwei Exildeutsche, denen der Wechsel der schreitenden Musik in eine tänzelnde eine hörbare Freude ist. Oder die Musik bricht in »KiliKili« aus einem jazz-musikalisch anmutenden Gitarrenriff aus, der an den auch von Santana adaptierten Zombies-Klassiker »She's Not There« erinnert. Als wollte man den psychedelischen Geist jenes Stücks von 1965 beibehalten, markiert das Akkordeon hier die Hammondorgel, derweil eine Flöte sich gleich einer aufsteigenden Sonne über jene Gitarrenlandschaft erhebt. Formvollendet erscheint ein solches Klangjuwel auf einer wunderschönen 10-Inch-Vinyl-Schallplatte. ||

Querschnitt durch die Musik

MAXIMILIAN THEISS

Im Laufe der Jahre wurde aus dem Geheimtipp für Liebhaber ein fest in der Stadt verankertes Festival mit allem, was dazugehört. 12 000 Zuschauer wollten im letzten Jahr die 32 Bands auf vier Bühnen im Gasteig sehen. Die Folge waren riesige Menschenansammlungen und lange Warteschlangen vor den Sälen. Auch der Regen, der über die Zuschauer und Musiker der Open-Air-Bühne niederprasselte, konnte dem Trubel nichts anhaben, denn das Publikum blieb und feierte durchnässt weiter. Ein Festival ohne Wolkenbruch ist eben kein richtiges Festival.

Eine entscheidende Sache jedoch gibt dem »Klangfest München« eine besondere Note – oder Alleinstellungsmerkmal, wie man in der Marketingwelt sagen würde: Veranstalter ist der Verband unabhängiger Musikunternehmen (VUT Süd – das »T« steht für das inzwischen abgeänderte »Tonträgerunternehmen«), womit das Klangfest eine kunterbunte und exquisite Plattform der lokalen Musikbranche fernab gesichtsloser Major Labels ist. Die Folge ist eine musikalische Vielfalt, die erklärt, warum »Klangfest« kein nichtssagender Verlegenheitsbegriff ist, sondern Programm: 32 Bands repräsentieren heuer mehr als zwanzig Stilrichtungen, womit praktisch die gesamte musikalische Palette abgedeckt und der verallgemeinernde Begriff »Klang« gerechtfertigt ist.

Im Gasteig laden die süddeutschen Independent-Labels zum kunterbunten »Klangfest München«.

»Isarindianer« Willy Michl ist beim »Klangfest München« mit von der Partie
© www.willymichl.com



Der bayrische Blues zum Beispiel ist in diesem Jahr vertreten durch den »Isarindianer« Willy Michl. Auch die alpenländische Antwort auf den karibischen Ska verwandelt sich bei der Südtiroler Band »Vino Rosso« in ein aberwitziges wie hörenswertes Potpourri aus Reggae, Blues-Rock, Funk, Jazz und alpenländischer Folklore, gesungen im Südtiroler Dialekt sowie auf Italienisch und Englisch. Unter

dem Namen »Jisr« wiederum verbirgt sich eine Gruppe von Musikern, die erst vor drei Monaten über die Balkanroute von Syrien nach München gekommen ist und das Festival mit orientalischen Klängen versorgt. Geht man unter diesem Aspekt sämtliche teilnehmenden Bands durch, kommt man schnell zum Schluss, dass hier ein erstaunlich großer

Teil der weltweiten Musikkulturen zum Klingen kommt. Selbst das gemeinhin etwas belächelte Genre der »Kindermusik« ist vertreten durch das Duo »Sternschnuppe«, deren Melodien eingängig genug für Kinder und deren Texte doppelbödig genug für Erwachsene sind. Somit mag das »Klangfest München« zwar kein Geheimtipp mehr sein – großartige Entdeckungen findet man jedoch nach wie vor zuhauf. ||

KLANGFEST MÜNCHEN
Gasteig | 14. Mai | ab
15 Uhr | Eintritt frei | www.klangfest-muenchen.de

Anzeige

BILDERWELTEN
Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit

3 AUSSTELLUNGEN
BIS 24. FEB. 2017

Mo-Fr 10-17h,
Do 10-20h,
1. So/Monat 13-17h

BSB Bayerische
Staatsbibliothek
Information in erster Linie

www.bilderwelten2016.de

»Man kann auch optimistisch leben«

Ein Gespräch über Geschichte, Schönheit und die heutige Gesellschaft.



Hans Pleschinski | © C.H. Beck Verlag

Im Februar erschien das neue Buch von Hans Pleschinski. Der Übersetzer und Schriftsteller, der seit vierzig Jahren in München lebt, hat unter dem Titel »Ich war glücklich, ob es regnete oder nicht« (C.H. Beck) die Lebenserinnerungen von Else Sohn-Rethel (1853–1933) herausgegeben. Davor stand sein Roman »Königsallee« (2013) wochenlang auf den Bestseller-Listen. Der mehrfach ausgezeichnete Autor – u.a. Nicolas-Born-Preis 2008, Niederrheinischer Literaturpreis und Literaturpreis der Stadt München 2014 – feiert am 23. Mai seinen sechzigsten Geburtstag.

Sie haben kürzlich gesagt, die Lebenserinnerungen von Else Sohn-Rethel, die aus dem deutsch-jüdischen Großbürgertum stammt, seien ein Schatz, den man veröffentlichen muss. Würden Sie sich als Schatzsucher begreifen, der anstatt nach Gold nach Memoiren gräbt?

Ein Schatzsucher bin ich nicht. Aber ein Begünstigter. Durch glückliche Fügungen habe ich mehrmals unbekannte Texte aus der Vergangenheit in die Hände bekommen. Ich war dann von ihnen so begeistert, dass ich mir die Arbeit gemacht habe, sie zu übersetzen, wie 2011 das geheime Tagebuch des Herzogs von Croÿ, oder sie zu kommentieren und herauszugeben, wie jetzt bei Else Sohn-Rethel, der »wilden Else«.

Das jüngste Buch ist ein Nachfolgewerk Ihres Romans »Königsallee«, in dem sich alles um das mögliche Zusammentreffen von Thomas Mann und seinem »Augenstern« Klaus Heuser in Düsseldorf im Jahr 1954 dreht.

Meine Recherchen für »Königsallee« führten mich nach Düsseldorf zu Sabine Benser-Reimann. Klaus Heuser war ihr Onkel. Bei unseren Gesprächen fiel immer wieder der Name ihrer Ahnin Else Sohn-Rethel. Sie hat mir dann deren Lebenserinnerungen in die Hand gedrückt.

Das Buch trägt den Titel »Ich war glücklich, ob es regnete oder nicht«. Das Tagebuch des Herzogs von Croÿ haben Sie mit dem Zitat überschrieben: »Nie war es herrlicher zu leben. Verfolgen Sie mit den Titeln eine Intention?

Es sind zwei optimistische Titel. Es ist für mich in unserer weltpolitisch düsteren Zeit eine Wohltat, etwas Lebensbejahendes herauszustellen. Da kann man bereits bei den Titeln anfangen, die die notorische deutsche Frustration konterkarieren. Es ist ein Impetus von mir zu sagen, schaut, man kann auch optimistischer leben, als wir es häufig tun. Das ist bei beiden Büchern auch vom Stoff her legitim.

Welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang Ihr Anspruch, den Lesern einen Umgang mit der deutschen Identität nahezubringen, der über die notwendige Auseinandersetzung mit dem »Dritten Reich« hinausgeht?

Dahinter steckt eine Lebensaufgabe. Ich habe mich immer für Geschichte interessiert, Geschichte ist sozusagen mein Urlaubsland. Wie andere auf Inseln reisen, reise ich gerne in andere Jahrzehnte und Jahrhunderte. Mir ist es als junger Bundesbürger immer zuwider gewesen, meine Identität aus dem Umgang mit Hitler abzuleiten. Hitler ist mir zu ekelhaft, als dass ich meine Identität an einen Verbrecher koppeln will. Und deswegen erinnere ich gerne an gelungene Phasen deutscher Geschichte, wie etwa die Gründerjahre, in denen Else Sohn-Rethel gelebt hat.

Sie haben auch die Briefe der Madame de Pompadour herausgegeben, den Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich dem Großen. Was können uns diese Personen heute noch erzählen?

Die Vergangenheit ist unser Humus. Wir nähren uns aus dem Stoff, den die Menschheit vorher zusammengetragen hat. Die Geister der Vergangenheit, so sie denn Format haben, bleiben zeitlos. Es ist spannend, sich zwei Jahre lang mit der Madame de Pompadour unterhalten zu können. Dieses Privileg hat nicht jeder.

Sie haben ein Faible für das 18. Jahrhundert.

Jeder ist umschwirrt von Stimmen und Gestalten. Vielleicht sind bei mir einige mehr mit Perücke und Reifrock dabei.

Wann hat sich Ihre Leidenschaft für diese Zeit entwickelt?
In der Kindheit. Ich stamme aus der Lüneburger Heide. Hinter

unserem Haus begannen zwanzig Kilometer Wald. Mein Vater war Schmied. Als ich sechs, sieben Jahre alt war, hat mir meine Großmutter das Celler Schloss, einen wunderschönen Weser-Renaissance-Bau, gezeigt. Ich hatte so etwas Schönes noch nie zuvor gesehen. Es beeindruckte mich zutiefst, dass es im Leben eine zweckfreie Schönheit geben kann, Lüster, Gemälde. Ich dachte, das ist auch ein Teil des Lebens, das ist Kultur und Zivilisation. Ich konnte das noch nicht so benennen, aber das Gefühl dafür war da, wie reich wir unser Leben gestalten können.

Ihr zweiter Schwerpunkt sind Ihre Romane. Diesen wird ein leichter Ton nachgesagt, obwohl sie häufig den Tod zum Hintergrund haben.

Meine Romane befassen sich stärker mit der Jetztzeit. Und selbstverständlich gehören Verlust und Tod zu den massiven Bestandteilen des Lebens. Ich habe früh das Etikett bekommen, ich sei ein heiterer Autor. Nun, es gäbe Schlimmeres, als heiter zu sein. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Ich habe in den 80er und 90er Jahren mehr Sterben um mich herum erlebt als die meisten 80-Jährigen.

Sie spielen auf den Roman »Bildnis eines Unsichtbaren« (2002) an?

Ich musste darin vom Untergang einer Bohème durch Aids erzählen. Der Leidensdruck durch den Tod meines Lebensbegleiters und engster Freunde war unermesslich. Ich habe beim Schreiben vergessen zu essen, ich musste berichten. Als Würdigung von Menschen, die von uns gegangen sind. Künstlerischen, vitalen, jungen Menschen.

Der Roman war eine Art Therapie?

Ich musste Zeugnis ablegen vom Untergang einer ganzen Lebenswelt. An sich hasse ich es, meine Biografie auszuweiden und Privates in Büchern zu erzählen.

Sie unterhalten sich lieber mit Personen aus der Vergangenheit als zu einem Therapeuten zu gehen?

Ich hatte nie das Verlangen. Therapeuten erscheinen mir oft selbst als zu therapiebedürftig. Mit Madame de Pompadour duze ich mich: Jeanne, hier ist ein Problem, wie gehe ich damit um? Das regt die Fantasie an. Große Charaktere der Vergangenheit haben viel Mut und oft auch viel Witz. Sie akzeptieren den latenten Wahnsinn in jedem Menschen.

Vermissen Sie diesen Wahnsinn heutzutage?

Zunehmend ja. Der Mensch wird durch die Maßregelungen der Politik und durch die stetig wachsende Bürokratie seiner Mündigkeit beraubt. Die Behörden und Krankenkassen machen uns zu armseligen Sklaven der kleinbürgerlichen Ordnung.

Könnte das Thema Gegenstand eines Ihrer nächsten Romane sein?

Die Freiheit des Individuums ist immer Gegenstand. Wie der Mensch dem eisernen Gehäuse Wirklichkeit entkommen kann, um seine Farbe zu behalten, das ist Thema eines jeden Romans von mir. Es ist wohl zum ersten Mal in der Geschichte so, dass Menschen von meinem Alter aufwärts nicht mehr die Jugend um ihre Jugend beneiden. An sich müsste man neidisch auf sie sein, weil ihr die Welt offensteht. Aber unsere Gesellschaft duldet keine freie, originelle Entfaltung mehr. Es herrscht eine Art moderner Byzantinismus.

Ihr Roman »Ludwigshöhe« (2008) spielt in einer illegalen alten Villa am Starnberger See, wo Menschen einziehen, um sich umzubringen. Die radikalste Form der Freiheit ist die Freiheit, sich das Leben zu nehmen.

Das ist ein todtrauriger Roman. Keiner der Rezensenten hat damals bezweifelt, dass es so etwas wie eine Villa geben kann, in der man sich umbringt. Das ist entsetzlich. Es ist also absolut vorstellbar, dass sich Menschen versammeln, um zu sterben. Menschen, die gestresst sind. Die Leid erfahren haben. Die den Alltag nicht mehr ertragen. Wenn in einer freien Gesellschaft der Freitod die Freiheit bedeutet, läuft etwas grundlegend schief.

Interessanterweise finden in der Selbstmörder-Villa die meisten Bewohner genau hier zum Leben zurück.

Das wusste ich beim Schreiben zuerst nicht. Aber dann geschah etwas mit diesen Menschen. Sie können sich in der Villa ausschlafen, begegnen sich. Und so wird es eine geradezu lebensbejahende Kommune, die wesentlich mehr Vitalität besitzt als die genormten und gestressten Menschen draußen. Der Todesbereite ist dann sozusagen die Vision eines selbstbestimmten, unbeschwerteten, geselligen Menschen.

Ihr Debüt »Gabi Lenz. Werden und Wollen« (1984) ist eine Persiflage auf die Innerlichkeitsprosa jener Zeit. Was bringt Sie heute an der Literatur in Rage?

Ich bin dafür, dass man in der Literatur zwischen Schriftstellern und Performern trennt. Die Medien sind auf Seiten der Performer, das hat immer den lautesten Widerhall. Zumindest kurzfristig. Aber ich finde, dass man eine schamlose Selbstvermarktung auch benennen muss. Hier wird nicht der Literatur und dem Menschen gedient, sondern nur dem eigenen Ego und der Rendite. Und das finde ich grundlegend abstoßend. ||

INTERVIEW: FLORIAN WELLE



Im Zeichen des Buches

Zum zweiten Mal laden die Münchner Buchhandlungen zu einer Aktionswoche und zum »Tag der Münchner Buchhandlungen« ein – bookuck! heißt die Aktion.

ANGELIKA OTTO

Der »Tag der Münchner Buchhandlungen« geht in die zweite Runde. Nachdem letztes Jahr trotz heißen Sommerwetters die mehr als 50 teilnehmenden Buchhandlungen durchwegs eine sehr positive Bilanz ziehen konnten, dürfen sich Münchner Bücherliebhaber, aber auch alle, die einfach Spaß am Feiern haben und offen für Neues sind, freuen.

Nach dem Presseauftakt am 3. Juni präsentieren die Buchhandlungen in den Schaufenstern die schon bekannten, auffallend orangen Plakate mit den frechen Sprüchen wie »Ein Buch? Fragen Sie jemanden, der was davon versteht.« oder »Schon mal offline ein Buch gekauft? Jetzt ist der Moment.«

Am 11. Juni steht dann die ganze Stadt im Zeichen des Buches und der Buchhandlungen. Viele der kleinen Kulturzentren verwandeln sich an diesem Tag wieder in Lese- und Musikbühnen, laden das Publikum zum Staunen, Lesen, Hören, Mitmachen, Reden und Feiern ein. Das Programm stand zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses noch nicht ganz fest, aber einiges verrät Susanne Meierhenrich schon, die wieder die Öffentlichkeitsarbeit betreut: »Dieses Jahr geht es uns um die Buchhandlung als kulturelles Zentrum und Ort der Inspiration. Auch wenn wir manchmal gar nicht wissen, welches Buch am besten zu uns oder einem Freund

passt: Der Buchhändler wird uns helfen und uns Welten erschließen, zu denen wir sonst keinen Schlüssel hätten. Wir möchten die Münchner einladen, am 11. Juni mit uns durch die Buchhandlungen zu ziehen, um deren Vielfalt neu kennenzulernen. Die Besucher können an einem Buchhandlungsrätselspiel teilnehmen und tolle Geschenke gewinnen. Und auf Facebook gibt es ein Quiz, bei dem Buchhändlerinnen und Buchhändler Rätselfragen stellen, die nur durch den Besuch vor Ort im Laden zu lösen sind – natürlich auch mit Gewinnchance. Die Musikcombo Café Unterzucker spielt in verschiedenen Buchhandlungen auf, und selbstverständlich gibt es auch viele Premierenlesungen und Begegnungen mit namhaften Münchner Autorinnen und Autoren unter dem Motto »Triff Deinen Star!«.

Auch die Buchhändler hatten letztes Jahr eine sehr positive Bilanz gezogen, und sich vor allem über die vielen neuen Gesichter gefreut, die zusätzlich zum Stammpublikum vorbeischauten. Wilma Horne von der Buchhandlung Horne in Haidhausen erzählt, dass einige junge Leser richtige Aha-Erlebnisse hätten, wenn sie das erste Mal von einem Buchhändler beraten werden. So meinte etwa eine Mittzwanzigjährige erstaunt, nachdem sie ihr zu einem speziellen Ernährungsthema mehrere Bücher aufgeschlagen und die entsprechenden Seiten vorgestellt hatte: »Eine Buchhandlung ist ja wie Google von innen.«

In der Buchhandlung Horne, die einen eigenen Kinderraum besitzt, war bei bookuck letztes Jahr besonders die Aktion mit Café Unterzucker ein großer Erfolg. Auch dieses Jahr wird es hier wieder Aktivitäten für die Kinder geben. Und bei Lehmkuhl in Schwabing will man den großen Erfolg vom letzten Jahr wiederholen und wieder das eigens für diesen Tag kreierte Eis »Maulzirkus« (Vanilleeis mit Brausepulver), das an das beliebte Kinderbuch »Die Abenteuer der Maulina Schmitt« anspielt, ausgeben. Zudem liegen in Kooperation mit dem Verlag Antje Kunstmann Postkarten mit Klecks aus, die von den Besuchern selbst ergänzt werden können. Die beiden Autoren des Buches »Hirameki. Der



Café Unterzucker im Schaufenster der Buchhandlung Wortwahl | © Heike Braun

geniale Klecks- und Kritzelspaß« werden selbst ab 15 Uhr vor Ort sein und im Gespräch mit den Kunden, Kleinen und Großen, eine Leinwand bemalen. Am Ende des Tages werden die Gewinner der Kartenaktion gezogen, verrät Michael Lemling, Geschäftsführer der Buchhandlung Lehmkuhl. Letztes Jahr präsentierte sich Lehmkuhl mit einem »lebenden Schaufenster«, in dem Hanser-Mitarbeiter und Hanser-Chef Jo Lendle aus ihren Lieblingsbüchern lasen, was mit Lautsprechern auf die Straße übertragen wurde. Das Programm dieses Jahr ist in der Schwabinger Buchhandlung etwas ruhiger, weil am 11. Juni zugleich der Corso Leopold stattfindet, was man nutzen wolle, um die Buchhandlung »als Ort der Kontemplation zu präsentieren«. Von Treffen mit renommierten Schriftstellern und Verlegern bis zu Kunstaktionen und Stadtführungen ist also auch dieses Jahr wieder einiges geboten. ||

bookuck!

Tag der Münchner Buchhandlungen | 11. Juni | www.bookuck.de (ab Mitte Mai freigeschaltet) | Aktionswoche der Münchner Buchhandlungen 2016 | vom 3. bis 11. Juni

Porno a. D.

Weit entfernt von zwanghafter Coolness: Das etwas andere Buch über die ersten Erfahrungen mit der Liebe.

CHRISTINE KNÖDLER

Angeblich, so brüsten sich Geschlechtsgegnossen gelegentlich, »denken Männer mit dem Schwanz«. Schwer vorstellbar, was dabei rauskommen soll. Schwer erträglich, was dabei rauskommt, wenn Männer »mit dem Schwanz erzählen«. In einschlägigen Jugend- oder Jungsbüchern wird inflationär gerub-

belt, gewichst, gebumst geundsoweiterundsofort – was vermeintliche Pennälerfantasien halt so hergeben, die sich aus der Feder von Herrschaften fortgeschrittenen Alters erst recht nicht spritzig lesen.

Die Neugierde hielt sich darum in Grenzen, als der Klett Kinderbuch Verlag ein neues Buch als »intimsten Liebesroman seit »Doing it« ankündigte (eines jener besagten Bücher), »allerdings für Jüngere«. Das kann ja heiter werden – und das wurde es dann auch, nämlich adäquat unsicher, behutsam und also überraschend.

Denn der schwedische Kinder- und Jugendbuchautor Märten Melin schreibt das Klischee des mit dem Schwanz denkenden respektive erzählenden Mannes nicht einfach fort. Selbstver-



MÄRTEN MELIN: ETWAS MEHR ALS KUSCHELN

Aus dem Schwedischen von Stephan Pluschkat
Klett Kinderbuch, 2016 | 160 Seiten
12,95 Euro | ab 12 Jahre

Anzeigen

HOFSPIELHAUS
Das neue Theater im Herzen von München

PFINGSTFESTSPIELchen

FR, 13.05.2016, 20 UHR, Konzert
GEROLD HUBER: SCHUMANN PUR, 1. ABEND

Premiere SA, 14.05.2016, 20 UHR, Konzert
GEROLD HUBER: SCHUMANN PUR, 2. ABEND
„FAUST-SZENEN“ IN DER KLAVIERFASSUNG

SO, 15.05.2016, 18 UHR, Konzert
DOMINIK WILGENBUS: MEIN WAGNER
VORGETRAGEN AM KLAVIER

Premiere DO, 19.05.2016, 20 UHR, Mini-Oper
MOZART OHNE KUGEL: OPERA TARTUFA
EINE MINI-OPER FÜR SOPRAN UND JAZZTRIO

FR, 20.05.2016, 20 UHR, Operette
HERR BLUMENKOHL GIBT SICH DIE EHRE
EIGENPRODUKTION DES HOFSPIELHAUSES
OPERETTE VON JACQUES OFFENBACH, REGIE UND FASSUNG: DOMINIK WILGENBUS
DIE BREITL-OPERETTE – NEU ERFUNDEN!

Münchenpremiere SA, 21.05.2016, 20 UHR, Theater
THEATER BADEN-BADEN: SOUVENIR
EINE MINI-OPER FÜR SOPRAN UND JAZZTRIO

SO, 22.05.2016, 18 UHR, Theater
THEATER BADEN-BADEN: SOUVENIR

FALKENTURMSTRASSE 8 • 80331 MÜNCHEN • TELEFON: 089/24 20 93 33
WWW.HOFSPIELHAUS.DE | www.facebook.com/hofspielhaus

STANDPUNKT.e
Choreograf_innen laden ein in ihre Welt
welcome to my world

3./4. Juni 2016
20:30

Pat Graney
(Seattle/USA)

www.schwerereiter.de

schwere reiter tanz | theater | musik
Landeshauptstadt München Kulturreferat
Mit freundlicher Unterstützung des Bezirksausschusses 9-Neuhausen - Nymphenburg

Foto: Jenny May Peterson

ständig holen sich auch in »Etwas mehr als kuscheln« die Jungs einen nach dem andern runter, anscheinend ist Synchron-Onanieren angesagt, aber Sex wird hier nicht (nur) virtuell am PC erledigt, sondern hat mit Gefühlen zu tun und Lust nicht nur mit Lustobjekten, sondern mit Menschen. Und darf das auch.

Es genügt, steht da zum Beispiel, dass Ich-Erzähler Manne (13) an Amanda (15) nur denkt, schon »bewegte sich mein Schwanz in der Hose. Völlig verrückt, aber so war es.« Und das trifft die Sache doch ziemlich genau. Verrückt ist in dieser Zeit vieles. Der ganz normale Wahnsinn gehört dazu: die Dauerfixiertheit auf Busen, Beine, Po, die ewigen Erektionen, die klickende Stimme, Besserwisser-Schwestern, frisch getrennte Eltern. Alltag eben.

Manne und Amanda tauschen in diesem Umfeld Küsse und Kinderbücher. Manne mag »Die Kinderkolonie«, Amanda findet das Buch langweilig. Selten wurde so beiläufig thematisiert, was Pubertät und Frühlingserwachen auch sind: ein Übergang an der Grenze der Kindheit zum Erwachsenwerden. Noch stehen Manne und Amanda diesseits und jenseits dieser Grenze, ihre Annäherung muss zunächst geheim bleiben, sie sieht sich als seine »Lehrerin«, verliebt sich aber schließlich genauso. Bei so viel Differenziertheit sieht man dem Autor manch allzu explizite Aufklärung nach: dass »Selbstbefriedigung völlig normal sei. Nichts, wofür man sich schämen müsste« ist nicht neu, sehr wohl aber, dass auch Scham normal ist. Weit entfernt vom pseudobefreiten Schlüssellochblick und zwanghafter Coolness, die stets behaupten, dass jugendliche Leser und Leserinnen ihre Intimität von Erwachsenen erklärt bekommen wollen, ermöglicht Märten Melin in angestrengt enttabuisierten Zeiten eine verblüffend einfache Leseerfahrung: (Erste) Liebe, (erster) Sex sind und bleiben etwas Verheißungsvolles. Letzter Satz einer bemerkenswerten Erzählung, tatsächlich für Jüngere, und zwar für Jungs und Mädchen: »Und dann taten wir es.« ||

Eine Art von Glück

Die berühmten Interviews der »Paris Review« im Sammelband.

TINA RAUSCH

Früher war auch nicht alles besser, aber sehr viel früher schon. »Die Zivilisation geht dem Ende zu, Sie verstehen«, sagt Dorothy Parker 1956 im Interview mit der »Paris Review«. Die Prophezeiung der scharfzüngigen Schriftstellerin basiert auf den Bildunterschriften der amerikanischen »Vogue«. Als Parker vierzig Jahre zuvor in der Redaktion ihren ersten Job antrat, waren die Minitexte komisch und süffisant. Nun würden darin nur noch Nerzüberzüge für die Holzenden von Golfschlägern verhandelt. In dieser mehr oder weniger literaturnahen Anekdote blitzt der zeitlose Zauber der legendären »Paris Review Interviews« auf: die Individualität der Gesprächspartnerin.

Das Interview mit Dorothy Parker erschien in der 13. Ausgabe der englischsprachigen Literaturzeitschrift. Ein paar in Paris lebende Amerikaner gründeten diese dort 1953 als »Magazin von Autoren für Autoren«. Ihre Mission lautete, so der heutige Chefredakteur Lorin Stein, »die besten jungen Roman-schriftsteller, Kurzgeschichtenautoren und Dichter zu entdecken und zu fördern, ohne Rücksicht auf politische Ideologien, ästhetische Standpunkte oder einen vorherrschenden Stil«. Das Konzept ging auf. In den ersten Nummern standen Storsys von Unbekannten wie Jack Kerouac, V.S. Naipaul, T.C. Boyle, Philip Roth. Und es schreibt sich fort: David Foster Wallace reüssierte hier, Jeffrey Eugenides veröffentlichte vorab Auszüge aus seinem Debüt »Die Selbstmord-Schwester« und Jonathan Franzen aus »Die Korrekturen«.

Weil ein Magazin voller No-Names kaum Leser finden würde, die »Paris Review« sich auch mit Berühmtheiten schmücken, aber keine Literaturkritik abdrucken wollte, entwickelte man ein innovatives Format: »ein Essay, in Dialogform, über das Handwerk des Schreibens« in jeder Ausgabe. Den Anfang machte E.M. Forster – ein Paukenschlag, dem bislang über 230 namhafte Schriftstellerinnen und Schriftsteller folgten. Die Interviews entstehen in langen, teils über Wochen oder Monate verteilten Sitzungen, ergänzt durch Telefonate, Briefe, inzwischen auch E-Mails. Das redigierte Gespräch wird den Interviewten vor Abdruck vorgelegt – mit der Möglichkeit, nochmals alles zu verändern.

Dagmar Nick wird 90

Eingefangene Schatten und andere Überraschungen.

SVEN HANUSCHEK

Die Arbeitsteilung mag ein paar Lebenserleichterungen mit sich bringen, vielleicht ist sie aber auch ein leerer Wahn, und jede, jeder für sich sollte versuchen, sie aufzuheben – ein Mensch ist viel zu umfassend, als dass er sich je verwirklichen könnte. Selten gibt es Autoren, bei denen man den Eindruck hat, sie könnten es doch, wenigstens auf dem Papier. Dagmar Nick ist so eine Schriftstellerin und Dichterin, die immer für eine Überraschung gut ist.

Sie ist nach Kindheit und Jugend in Breslau und in Berlin, nach dem Ende der NS-Diktatur und dem Terror, den die für ihre Familie bedeutet hat, gleich mit ihren ersten Arbeiten als Lyrikerin bekannt geworden. Erich Kästner hat Gedichte der 19-Jährigen im Feuilleton der Münchner »Neuen Zeitung« veröffentlicht, lakonische Gedichte über das Lebensgefühl in den Ruinen der Stadt. Seither hat sie zahlreiche, vielfach mit Preisen bedachte Lyrikbände publiziert, zuletzt »Schattengespräche« (2008) und »Liebesgedichte« (2014), ein neuer Band ist in Vorbereitung. In ihrer Prosa schreibt sie griechische und alttestamentarische Stoffe fort; sie hat vier Jahre in Israel gelebt und darüber einen Bildband herausgebracht, zudem Porträts von Mittelmeerinseln verfasst, von Rhodos, den »Götterinseln der Ägäis« (1981) und »Sizilien« (1987/2002). Sie hat einen Band über ihren Vater herausgegeben (2004), den Komponisten, Dirigenten und Musikkritiker Edmund Nick mit seinen Familienbriefen zur Zeit der Münchner »Schaubude«, des ersten literarischen Nachkriegskabarets in Deutschland, immer wieder hat sie CDs mit Aufnahmen der Werke ihres Vaters gefördert, lebt auch zu einem Teil in der Nick-Kästner-Welt.

Wer über die Letzten Fragen geschrieben hat, über Religion und Mythos, Liebe und Tod – was kann da noch kommen? Natürlich eine Überraschung, eine neue Gattung:

DIE PARIS REVIEW INTERVIEWS: GÜNTER GRASS, AMOS OZ, MARILYNNE ROBINSON

Herausgegeben und aus dem Englischen
übersetzt von Alexandra Steffes
Edition Weltkiosk, 2015 | 96 Seiten | 6,90 Euro

DIE PARIS REVIEW INTERVIEWS – 02

Herausgegeben und aus dem Englischen
übersetzt von Alexandra Steffes
Edition Weltkiosk, 2014 | 352 Seiten | 19,90 Euro

DIE PARIS REVIEW INTERVIEWS – 01

Herausgegeben von Alexandra Steffes,
aus dem Englischen übersetzt von Alexandra
Steffes, Judith Steffes und Henning Hoff
Edition Weltkiosk, 2011 | 352 Seiten | 19,90 Euro

Dagmar Nick hat mit Empathie und Energie angefangen, als Historikerin zu arbeiten: Sie hat ihre Familiengeschichte mütterlicherseits aufgearbeitet, die jüdische Seite ihrer Herkunft. Die Quellen sind bis 1550 zurückzufolgen, eine immense Arbeit – 700 Verwandte umfassten schließlich die recherchierten Stammtafeln und Schutzbriefe, 300 Jahre werden dargestellt. »Eingefangene Schatten«, 2015 erschienen, endet 1850, mit einigen Nachbemerkungen zu den Späteren und dem eigenen familiären Alltag im »Dritten Reich«: ein schlackenrein geschriebenes Buch voller Anekdoten, erstaunlicher Funde, eine jüdisch-deutsche Mentalitätsgeschichte. Vor allem aber wird die Geschichte eines Aufstiegs von Flüchtlingen und Verfolgten zu Finanziers von Fürsten im ausgehenden Barock erzählt – deren Nachfahren im 20. Jahrhundert wieder zu Verfolgten wurden. Der Band ließe sich auch mit den aktuellen Flüchtlingsdramen im Blick lesen.

Vor einem lange verabredeten Gespräch, zwei Jahre ist es her, hatte ich ihr eine Postkarte als Bestätigung mit der Uhrzeit geschickt; sie rief postwendend an und beschwerte sich: »Bei Menschen in meinem Alter muss man früher nachfragen! Es könnte doch sein, dass sie nicht mehr da sind!« Am 30. Mai wird die Münchner Autorin Dagmar Nick 90 Jahre alt – wir gratulieren herzlich, erwarten, dass sie noch lange da ist, und hoffen auf weitere Überraschungen! ||

DAGMAR NICK: EINGEFANGENE SCHATTEN. MEIN JÜDISCHES FAMILIENBUCH

C.H. Beck, 2015 | 268 Seiten | 24,95 Euro
Lyrik und Prosa sind in der mehrbändigen Werkausgabe des Rimbaud Verlags greifbar.



»Es ging nicht darum, jemanden dabei zu ertappen, wie er sich unbewusst selbst entlarvt – die Autoren sollten ihr Porträt als Künstler zeichnen«, erklärt Lorin Stein. »Ein »Paris Review«-Interview war gedacht als vollendetes, für alle Zeiten gültiges Statement.«

Ernest Hemingway erkannte das sofort: »Ich besitze alle Ausgaben der »Paris Review« und mag die Interviews sehr. Sie werden gesammelt einmal ein gutes Buch ergeben.« Im Dialog mokierte er sich dennoch über die »ermüdenden« Fragen nach seinem Stil: »Ich glaube immer noch, dass es für einen Schriftsteller sehr schlecht ist, darüber zu reden, wie er schreibt.« Andere übernahmen das gern für ihn: Ob Truman Capote, Joan Didion oder auch Heinrich Böll, 1983 der erste deutschsprachige Autor im Interview – sie alle beziehen sich in der Reflexion über ihr eigenes Schreiben auch auf »Papa Hemingway«.

Nachzulesen ist dies im ersten Sammelband mit zwölf ausgewählten Beiträgen. Eine zweite Auskopplung mit William Faulkner, Raymond Carver, Max Frisch, Alice Munro und acht weiteren sowie ein Miniband mit Günter Grass, Amos Oz, Marilynne Robinson und dem Vorwort von Lorin Stein liegen ebenfalls auf Deutsch vor.

Hemingway hatte Recht: Jedes Interview ist eine Perle – zusammen fügen sie sich zu einem literarischen Schatzkästchen. Denn erst im Zusammenspiel treten die Querverbindungen in den individuellen Ansätzen zutage; die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der schillerndsten Autorenpersönlichkeiten der vergangenen 60 Jahre. Während beispielsweise Joan Didion Sachliteratur zu schreiben mit Bildhauerei und Romane mit Gemälden vergleicht, ist für Günter Grass alles Schreiben wie Bildhauerei. »Dann nehme ich ein paar Änderungen vor, von denen ich nicht meine, dass sie sehr wichtig seien, und es klappt!«, erzählt er 1991. »Das ist, was ich unter Glück verstehe, so eine Art von Glück.« Für Dorothy Parker war die Antriebsfeder ihres Werks weniger Glück als vielmehr »Geldmangel, Liebes!«, und Orhan Pamuk ist schlichtweg »verliebt in das, was ich mache. Ich genieße es, an meinem Schreibtisch zu sitzen wie ein Kind, das mit seinen Spielzeugen spielt. Im Grunde ist es Arbeit, aber es ist auch Spaß und Spiel.« So wie diese Interviews: eine kostbare Inspirationsquelle für jeden, der mit Literatur Geld verdienen möchte. Vor allem aber eine Art von Glück. ||

LYRIK

Im freien Fall

Den Ballast über Bord und die Leinen
gekappt. Ohne mich. Erleichtert
um einige Lebensentwürfe darf
meine Montgolfiere dahinziehen, die
Himmelfahrt sei ihr gegönnt.

Kein Verlustgefühl stellt sich ein
bei diesem Fall im Doppelsprung
der Sekunden, behütet im weidenruten-
verflochtenen Korb wie zur Ankunft
des Mose, kein Gedanke an Ikaros,
nichts als Erwartung der Laune
des niederschmetternden Schicksals,
ob es mich landen lässt oder wassern
wenn die gebündelte Landschaft wie jetzt
auseinanderfahrend
gegen mich hochschießt, die Erde,
die Wirklichkeit. Der Magnet.

DAGMAR NICK

© Dagmar Nick, 2016

Bisher unveröffentlichtes Gedicht mit
freundlicher Genehmigung der Autorin

Ein neuer Gedichtband erscheint im
Herbst 2016 beim Rimbaud Verlag.



Der Däne in Paris

Rilkes »Malte«
in einer gelungenen
Hörspieladaption.

FLORIAN WELLE

»Ich lerne sehen.« Die berühmten Worte lässt Rilke seinen Malte Laurids Brigge gleich zu Beginn seiner Aufzeichnungen zu Papier bringen. Wir lernen hören, ist man geneigt auszurufen, nachdem man zweieinhalb Stunden der Stimme von Jens Harzer gelauscht hat. Der Schauspieler spricht den 28-jährigen Malte in der konzentrierten Hörspielbearbeitung von Manfred Hess.

Iris Drögekamp hat Hess' um zentrale Textstellen gruppierte Vorlage in ein irisierendes Hörspiel verwandelt, das mit Harzer ideal besetzt ist. Rilkes Malte in dem zwischen 1904 und 1910 entstandenen Werk ist der letzte Abkömmling einer dänischen Adelsfamilie. Arm und allein lebt er im Paris des Fin de Siècle. Flaniert über die Boulevards, hockt in seinem kargen Zimmer, erinnert sich an die Kindheit. Schreibt.

Jens Harzer lässt diesen sinnsuchenden Jüngling in seiner ganzen Brüchigkeit und Verzweiflung lebendig werden. Er nimmt verschiedene Sprechhaltungen ein. Und je nachdem, ob er als Erzähler fungiert oder mit sich selbst spricht, klingt er für uns mal näher, mal ferner. Harzers Stimme ist kratzig, wenn es darum geht, Maltes Weltverstörung Klang werden zu lassen. Sie lahmt, wenn es darum geht, Angst auszudrücken: »Ich« – Pause – »fürchte« – Pause – »mich«.

Und sie hellt sich auf, verliert ihr Müdes und Erschöpftes und wird beinahe juvenil frisch, wenn sich dieser Malte wundert über die Welt und ihre Bewohner. Eine der schönsten Stellen: »Ich ging durch die Tuileries (...) Dann kam ein sehr großer, schlanker Mann um die Ecke (...) Er konnte ein Lächeln der Freude nicht unterdrücken und lächelte an allem vorbei, der Sonne, den Bäumen zu. Sein Schritt war schüchtern wie der eines Kindes, aber ungewöhnlich leicht, voll von Erinnerung an früheres Gehen.«

Rilkes Prosawerk besteht aus Textfetzen von unterschiedlicher Länge. Hess und Drögekamp tragen dem Rechnung, indem sie eine sogenannte Herausgeberin eingebaut haben. Sie kommt z. B. ins Spiel, wenn Harzer mit einer Passage zu Ende ist. Dann sagt sie: »Neuer Abschnitt«. Stephanie Eidt spricht diese Herausgeberin, klar und bestimmt. Zwei weitere Sprecher, die mehrere Rollen übernehmen, treten in dem Hörspiel auf. Victoria Trauttmansdorff schenkt ihre dunkel timbrierte Stimme Maltes Mutter und Abelone, Wolf-Dietrich Sprenger gibt souverän den alten Brigge sowie einen Pariser Arzt.

Rilkes »Aufzeichnungen« präluieren den modernen Großstadttroman. Iris Drögekamp widerstand der Versuchung, mit O-Tönen eine quasirealistische hektische Großstadtstimmung zu kreieren. Dabei wäre das ein Leichtes gewesen, heißt es doch im Text: »Elektrische Bahnen rasen läutend durch meine Stube. Automobile gehen über mich hin.«

Stattdessen sorgt das »Kammerflimmer Kollektief«, bestehend aus Heike Aumüller (Harmonium), Johannes Frisch (Kontrabass) und Thomas Weber (elektrische Gitarre) für eine unheimlich flirrende Klangkulisse: zerrissene Harmoniummelodien wehen einem ans Ohr, die Gitarre schabt, dazu der Kontrabass, der alles grundiert.

Hier ist eine Hörspieladaption gelungen, die die Atmosphäre der Vorlage einfängt und doch eigenständige Wege geht. ||

RAINER MARIA RILKE:

DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE

Mit Jens Harzer, Victoria Trauttmansdorff, Stephanie Eidt u. a.
Der Hörverlag, 2016 | 2 CDs mit einer Laufzeit von 155 Minuten
16,99 Euro

Anzeige

BAYERISCHE STAATSOOPER

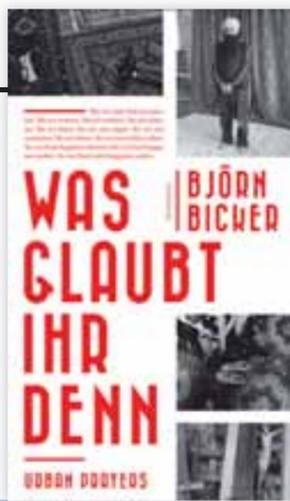
Leoš Janáček

DIE SACHE MAKROPULOS

Liebe ist unbedeutend und Sex ein Handel!
Ein Stück über das Altern und die Frage nach der Zeit

18., 21. und 24. Mai
Restkarten verfügbar

Information / Karten
T 089.21 85 19 20
www.staatsoper.de



Wahlfreiheit ist Trumpf

Fast ein Beitrag zur Integrationsdebatte: Björn Bicker porträtiert das multireligiöse München.

SABINE LEUCHT

Bilder – chorische Szenen – Geschichten: Der Rhythmus des Buches ähnelt dem des Theaterabends, der ihm vorausging. Im Juli 2013 besuchten die Münchner Kammerspiele mit fünf Schauspielern und einem selten bunt gemischtem Publikum Orte, an denen Menschen beten. Das theatrale Stadtprojekt »Urban Prayers« enternte jüdische, muslimische, adventistische, griechisch-orthodoxe und katholische Gotteshäuser sowie ein evangelisches, das auch kongolesische, koreanische und äthiopische Gemeinden »im Schichtbetrieb« einlässt. Es brachte einen zwischen Elektrohops und Bordellen auf Tuchfühlung mit gastfreundlichen Sikhs, irakischen Schiiten und der Missionierungswut einer christlichen Freikirche. Und es hat so manchen tief bewegten Menschen entlassen, der mit Religion sonst gar nichts am Hut hat.

Dass sich die Angst vor dem Fremden, die heute durch die »Flüchtlingskrise« erneut aufflackert, nur durch Begegnungen heilen lässt, war eine der Grundideen von »Urban Prayers«, denen ihr Autor Björn Bicker nun ein Buch nachgeschickt hat: »Was glaubt ihr denn« speist sich aus denselben Quellen, die der Ex-Dramaturg für sein Theaterprojekt nicht nur in München angezapft hat. Mit offenen Ohren hat er unzähligen Menschen den Sound des Glaubens abgeläuscht

und sich dabei weniger um theologische Feinheiten geschert als um das, was wohl die Angehörigen aller Religionen gemein haben: den Wunsch nach Sinn, Orientierung – und Gemeinschaft.

Natürlich fehlen dem Buch die feine Musikalität und die das Chorische strukturierenden Einzelstimmen der szenischen Version. Aber auch ohne sie ist Bickers fein verdichtete Glaubens-Polyphonie eine anregende und auch witzige Lektüre: »Was glaubt ihr denn. Wer wir sind. Wo wir wohnen. Wo wir schlafen. Wo wir arbeiten. Wo wir beten. Wo wir uns zeigen. Wo wir uns verstecken. Was glaubt ihr denn, wo es einen besseren Platz geben könnte. Was glaubt ihr denn, wo wir nicht stören. Wo wir stören. Wo wir uns treffen sollten. Wo wir euch begegnen könnten. Wo wir euch begegnen wollen. Wo wir euch nicht begegnen wollen. Was glaubt ihr denn, wer ihr seid.« Dass dieses mantraartig wiederkehrende Intro wie auch der Buchtitel ohne Fragezeichen auskommt, passt zum Behauptungswillen dieser Texte. Sie kommen nicht zaghaft und um Duldung bittend daher, sondern durchaus selbstbewusst à la Hier sind wir! Nehmt uns wahr! Schwindelig machende Widersprüchlichkeit darf sein, auch heikle Themen wie etwa Beschneidung, Kopftuchgebot oder Homophobie bekommen ihren Platz im Chor. Er spricht die facettenreiche Sprache unserer übrigens schon seit Langem multireligiösen »City of God« – für alle, die der homogene Wut-Chor unter Pegida-Flagge frösteln lässt.

Fünf Figuren hat Bicker schließlich aus dem Stimmengewirr herausgelöst und sich genauer angeschaut. Jeweils vor den Schwarz-Weiß-Fotostrecken, in denen Andrea Huber die bescheidene Pracht und fast rührende Banalität Münchner Beträume an der Peripherie der Stadt porträtiert, kommen ein Architekt, ein Sozialarbeiter, ein DHL-Bote, eine Journalistin und eine Lehrerin zu Wort, deren Geschichten sich mehr und mehr zu einem spannenden Identitätskrimi verzahnen. Man kann diese jeweils zwischen Bildern und Chor platzierten Geschichten einzeln lesen, nur die Fotos anschauen oder sich durch das stark rhythmisierte Ganze hindurchtragen lassen wie durch ein Gebet. Vieles ist möglich und Wahlfreiheit Trumpf. ||

BJÖRN BICKER: WAS GLAUBT IHR DENN

Bilder von Andrea Huber | Antje Kunstmann, 2016
272 Seiten | 24,95 Euro

Zwanghafter Wachstumswahn

Tomáš Sedláček und Oliver Tanzer untersuchen die Psyche der westlichen Wirtschaftsordnung – und offenbaren die Verrücktheiten der Wirtschaftswissenschaften.

CHRIS SCHINKE

Es gibt Momente im Leben eines Neurotikers, in denen geht es einfach nicht weiter. »Ab auf die Couch!«, heißt es dann, und gemeint ist die psychoanalytische. Statt burn-out-naher Geschäftigkeit ist auf ihr fortan innere Einkehr und Klausur angesagt. Der von fixen Ideen Geplagte liegt da und spricht und arbeitet seine Probleme durch, und hinter ihm sitzt einer, der die meiste Zeit schweigt. Am Ende der Kur soll es dem von inneren Dämonen Geschüttelten besser gehen – soweit das Ideal.

Von Dämonenplagen und deren therapeutischer Austreibung handelt auch Tomáš Sedláčeks und Oliver Tanzers unkonventionelles Wirtschaftsbuch »Lilith und die Dämonen des Kapitals«. Unkonventionell, weil es – so die Autoren – sich nicht als klassisches Wirtschaftsbuch versteht, das ökonomische Sachverhalte und Fragestellungen innerhalb der eigenen Marktlogik verhandelt, sondern das zur Krisendiagnostik auch psychologische Verfahrensweisen heranzieht. Anstatt dem individuellen Patienten verordnen Sedláčeks und Tanzer nämlich gleich der gesamten westlichen Wirtschaftsordnung eine Talking Cure, daher rührt auch der Untertitel ihrer – bei aller trockenen Materie – hochunterhaltensamen Arbeit, »Die Ökonomie auf Freuds Couch«.

Den Autoren zufolge leidet der Kapitalismus (welchen sie als Wirtschaftsordnung dezidiert nicht infrage stellen) nämlich unter einem ausgewachsenen Zwang – dem des unausgesetzten Wachstums. In dieser Form des Marktgeschehens werden nicht so sehr die depressiven Phasen und Krisenzeiten zum Problem, schädlich wirken sich dagegen die manischen Episoden wirtschaftlicher Hochzeiten aus. Statt großer Depression daher Tanzers und Sedláčeks Diagnose: Störung, bipolar. Unser Wirtschaftswesen verhält sich demnach wie ein manisch-depressiver Patient. Auf die Riesensause folgt zuverlässig das große Down. Das hat Folgen für die Therapie: Statt Antidepressiva benötigt

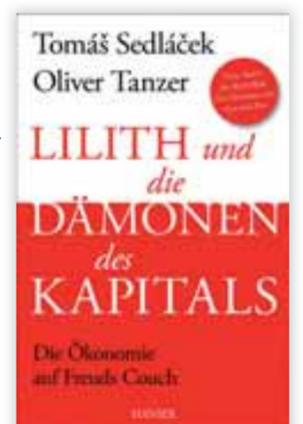
dieser spezielle Patient Stimmungsstabilisatoren. Denn in seinen manischen Phasen neigt er zu Allmachtsfantasien, ist euphorisch und gereizt – und ihm kommt der Realitätssinn abhanden, was nicht selten zu irrationalem Ausgabeverhalten, Kauf-, und Produktionsrausch führt, oftmals bis zur totalen Überschuldung. Es ist also unser Zwang zum Wachstum, der schlussendlich zu massiven ökonomischen Krisen führt.

Das Autorenduo versäumt es bei seiner Diagnose nicht, weit auszuholen, sehr weit und nicht immer unangestrengt, wie es sich aber für jede anständige psychoanalytische Theorie seit Freud, Jung, Klein und Lacan gehört. Bis in die tiefste vortestamentarische Mythenwelt verschlägt es die beiden Autoren und darin bis zu einer ihrer interessantesten Erscheinungen: der titelstiftenden Lilith. Sie ist die erste Frau Adams und in Ungnade gefallen. Man hat sie aus dem Paradies vertrieben. Ihr Frevel: Sie wollte beim Sex partout nicht unten liegen, so wie es Gott für Mann und Frau anscheinend immer vorgesehen hat. Verdammte Lilith fortan zu einem Dasein im Schatten, wo sie kleine Jungen frisst und ihnen das Blut aussaugt, um neue Dämonen an ihrer Seite zu gebären, 100 Stück am Tag.

Sedláčeks und Tanzer nehmen ihre Erzählung sinnbildlich für das Drama des modernen Kapitalismus und seines Überproduktionsdilemmas. Es ist der Punkt, an dem ihre Argumentation aber ins Wanken gerät: »Lilith (...), ist also selbst verflucht – und ihr Fluch ist selbst induziert, man könnte sogar sagen freiwillig, (...) Um Adams angeblicher Unterdrückung zu entkommen, flieht sie aus dem Garten Eden.« Es ließe sich an dieser Stelle viel von Unterdrückung schreiben, welche die Autoren nicht sehen wollen. Ihr Problem ist grundlegender: eine zweifelhafte Deutung. Denn beschreibt Liliths Ausschluss aus dem Paradies nicht auch ein Grundparadox unserer heutigen Ökonomie? Jenes zerstörerischer Produktivkraft, eine Kraft, die sie nicht zu integrieren vermag. Georges Bataille schrieb in »Die Aufhebung der Ökonomie« vom Nutzen der Verschwendung und davon, dass nützliche Verhaltensweisen nicht immer einen ökonomischen Wert haben. Lilith ist in diesem Sinne eine waschechte Integrationsverweigerin. Denn in eine ökonomische Ordnung herrischer Spießherren kann und will sie sich ihrem Wesen nach nicht fügen.

Dennoch ist Tomáš Sedláčeks und Oliver Tanzers »Lilith und die Dämonen des Kapitals« eine lohnende Lektüre, zeigt sie doch, dass auch eine Wissenschaft, die sich derart selbstgerecht zum geltenden Paradigma aufschwingt wie die Wirtschaftswissenschaften, nicht unanfechtbar ist. Ihre Verrücktheiten sind offenkundig. Wann kommt die Zwangseinweisung? ||

TOMÁŠ SEDLÁČEK, OLIVER TANZER: LILITH UND DIE DÄMONEN DES KAPITALS. DIE ÖKONOMIE AUF FREUDS COUCH
Hanser, 2015 | 352 Seiten
26,80 Euro



Mo, 9.5.

VORTRAG | KARL HEINZ BOHRER: »MONTAIGNE WUSSTE NUR WAS VON GEGENWART«

Bayerische Akademie der Schönen Künste
19.00 | Max-Joseph-Platz 3 | Eintritt frei,
begrenzte Platzzahl | www.badsk.de

»Die Zukunft dient schon lange nicht mehr als tröstende Pathosformel. Zukunft war das zentrale Motiv der Geschichtsphilosophie bis ins 19. Jahrhundert. Nach Montaignes Evokation des jeweiligen Augenblicks sind alle systematischen Zeittheorien zu vergessen, von Hegel bis Heidegger«, sagt Karl Heinz Bohrer. Der 1932 in Köln geborene Professor emeritus für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Bielefeld gab von 1984 bis 2012 den MERKUR heraus. Zuletzt erschienen von ihm »Selbstdenker und Systemdenker. Über agonales Denken« (2011) und »Granatsplitter. Eine Erzählung« (2012).

Di, 10.5.

GESPRÄCH | IST DIE WIRTSCHAFT BEREIT FÜR DIE KUNST?

Referat für Arbeit und Wirtschaft | 19.00
Herzog-Wilhelm-Straße 15 | Eintritt frei

Sabine Bendiek (Vorsitzende der Geschäftsführung Microsoft Deutschland), Peter Hofbauer (Berater des CEO, Unicredit Bank Austria AG, Wien), Elisabeth Hartung (PLATFORM) und Rupert Hofmann (Audi) sprechen über Möglichkeiten und Grenzen, Kunst in Unternehmen »einzusetzen«. Als was? Als Dekoration, Legitimation, Steuersparmodell? Welche Unternehmenshaltung steht hinter Kunstförderung, wie hat sich das künstlerische Selbstverständnis gewandelt? Was ist gemeint, wenn die Akteure vollmundig vom »Perspektivenwechsel im wirtschaftlichen, künstlerischen und politischen Denken« reden? Moderation: Dorothee von Bose.

Di, 10.5.

GESPRÄCH | CHRISTIAN UDE UND MARIA VON WELSER: WELTWEIT TERROR GEGEN FRAUEN

Café Metropol | 20.00 | Floriansmühlstr. 5
Tickets: www.metropoltheater.com |

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe CHRISTIAN UDE IM GESPRÄCH MIT ... ist heute die Publizistin Maria von Welsler zu Gast im Café Metropol. Warum sind im 21. Jahrhundert Massenvergewaltigungen als Mittel der Kriegsführung immer noch an der Tagesordnung, ebenso wie Genitalverstümmelungen in Afrika oder Zwangsheiraten in der islamischen Welt? Warum steht der Terror gegen Mädchen und Frauen nicht an der Spitze der politischen Themen? Weitet er sich in Folge aktueller Konflikte und der internationalen Migration weiter aus denn je, wie viele befürchten?

Mi, 11.5. bis So, 15.5.

KABARETT | ANDREAS REBERS: »AMEN« (PREMIERE)

Lach- und Schießgesellschaft | 20.00, Einlass
18.30 | Ursulastr. / Ecke Haimhauser Str.
Tickets: www.lachundschiess.de | auch 18.5.–21.5.,
25.5.–29.5. und 31.5.–3.6. | www.andreasrebers.de

An den Peripherien westlicher Demokratien brennt die Welt und über das Wolkenkuckucksheim unseres Establishments ist mit aller Macht die Wirklichkeit hereingebrochen. Jetzt stellt sich natürlich die Lieblingsfrage der Deutschen: Wer ist schuld? Gerieten sich die Deutschen in der Vergangenheit als sadistisches Tätervolk, haben sie nunmehr die Kehrtwende zum masochistischen Opfervolk vollzogen. Rebers ist ein streitbarer Geist, der sich mit heiligem Zorn gegen Dogmen, Dooftheit und politische Manipulation zur Wehr setzt. »Amen« ist das Extrakt aus langjähriger Gemeindegemeinschaft und friedlicher Ökumene von München über Wien bis Bagdad.

Do, 12.5.

MUSIK-DISKURS | THEMA MUSIK LIVE: »MÜNCHENER BIENNALE – EINE NEUE ETAPPE?!«

Gasteig, Black Box | 20.00 | Rosenheimer Str. 5
Eintritt frei | www.muenchener-biennale.de
Sendetermine: ARD-alpha: 21.5., 22.30 und
BR-KLASSIK/Hörfunk: 26.5., 20.05

Die BR Klassik-Reihe »Thema Musik Live« befasst sich heute mit der Münchener Biennale

(28.5. bis 9.6.2016): Das Uraufführungs-Festival soll wieder ein Nachwuchsforum für junge Künstler werden, für Musik- und Theaterbegeisterte, die an der leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit zeitgenössischem Musiktheater interessiert sind. Das Biennale-Motto »OmU – Original mit Untertiteln« provoziert Fragen: Was heißt Original? Was bedeutet Übersetzung innerhalb des Musiktheaters? Wie reagieren und interagieren die Künste? Meret Forster (BR) befragt die künstlerischen Leiter Manos Tsangaris und Daniel Ott und die Komponistinnen Catherine Milliken und Brigitta Muntendorf. Johannes Öllinger (Gitarre), Hans-Henning Ginzler (Violoncello), Sachiko Hara (Synthesizer) und Thomas Hastreiter (Percussion) spielen Musik von Hans Werner Henze und Brigitta Muntendorf.

Do, 12.5.

MUSIK | SAVINA YANNATOU & PRIMAVERA EN SALONICO

Unterfahrt | 21.00 | Einsteinstr. 42 | www.unterfahrt.de

Savina Yannatous viertes ECM-Album ist eine faszinierende Hommage an Thessaloniki. Auf der CD, die sie heute mit Kostas Vomvolos (qanun, acc), Yannis Alexandris (oud, g), Kyriakos Gouventas (viol), Harris Lambrakis (nay), Michalis Sigandis (b) und Kostas Theodorou (perc) präsentiert, taucht die Sängerin tief in die komplexe Geschichte ihrer Heimatstadt ein. Im »Jerusalem des Balkans« teilten sich Griechen, Juden, Türken, Bulgaren, Serben, Armenier, Slawo-Mazedonier und Pontosgriechen ihren vielfältigen Lebensraum. Yannatou verleiht ihnen allen eine Stimme. Sogar ein irisches Lied gibt es in diesem Programm, in dem sie als Sprachrohr der Geister Thessalonikis brilliert.

Fr, 13.5.

THEATER | »LE SACRE DU PRINTEMPS« (PREMIERE)

Münchner Volkstheater, Kleine Bühne | 20.00
Prinzregentenstr. 12 | Tickets: www.muenchner-
volkstheater.de | www.otto-falckenberg-schule.de

Die Absolventen im 2. Jahrgang Regie der Otto-Falckenberg-Schule zeigen, was sie gelernt haben – mit keinem geringeren Stoff als einer Interpretation des Frühlingsoffers: »Le Sacre du Printemps« wird als Triptychon nach Igor Strawinsky dargestellt. Der Vorhang öffnet sich, die Schauspielerinnen sterben. Das ist der Beginn einer Aufführung, die als Pas de deux zwischen Bestatter und leblosem Körper konstruiert ist. Die niemals ermüdenden Rhythmen aus Strawinskys Musik erlauben dem Körper zu ruhen, wo sie ihn andernorts üblicherweise aufpeitschen. Regie: Kevin Barz

Sa, 14.5.

GRATIS COMIC TAG

Comic Company | 10.00–18.00 | Fraunhoferstr. 21
Eintritt frei

Achtung Comicfans, heute ist euer Tag: Für den heutigen Comic-Festtag, der auch in Comicläden in der Schweiz, Österreich und Deutschland gepflegt wird, hat die Comic Company exklusiv 34 Comics von 17 Verlagen geordert. Diese 34 verschiedenen Hefte von Funny über Action, Superhelden, Graphic Novel, Science Fiction und Underground wurden extra für heute produziert. Natürlich sind auch bekannte Figuren wie die Schlümpfe, Lucky Luke, Batman und Donald Duck vertreten. Jeweils drei der 34 Hefte kann jeder Besucher kostenlos mitnehmen, solange der Vorrat reicht.

Do, 19.5.

LESUNG | SIEGFRIED LENZ: »DER ÜBERLÄUFER«

Literaturhaus, Großer Saal | 20.00
Salvatorplatz 1 | Tickets: 089 29193427

1951 schrieb Siegfried Lenz »Der Überläufer«, erst jetzt aus dem Nachlass veröffentlicht, aber zeitlos aktuell. Lenz beschreibt den jungen Soldaten Walter Proška, der im letzten Kriegssommer an der Ostfront von einem moralischen Zwiespalt in den anderen fällt. Pflicht oder Gewissen? Wer ist der wahre Feind? Kann man handeln, ohne schuldig zu werden? Und: Wo ist Wanda? Attackiert von Mückenschwärmen und Partisanen erleben die Soldaten die Tage. Einer führt einen aussichtslosen Kampf gegen einen riesigen Hecht, andere verlieren sich in Todessehnsucht und Wahnsinn. Der Schauspieler Burghart Klaußner (u.a. »Das weiße Band«, »Elser – er hätte die Welt verändert« und »Der Vorleser«) leiht Walter Proška seine Stimme.

Fr, 20.5.

THEATER | FRANZ VON STROLCHEN: »MAIDORF – TRILOGIE DES ZUSAMMENLEBENS VOL. 2«

PATHOS München | 20.00 | Dachauer Str. 112
Tickets: www.pathosmuenchen.de | auch am 21.5.
und 25./26.5., 20.00

1996 kauft Gerhard Augenthaler, angeblich Optiker, die einzige Jugendstilvilla des kleinen Ortes Maidorf und verwandelt sie im Laufe der Jahre zu einem sich aller möglichen Stile und Formen bedienenden Prunkbau aus Marmor und Gold. Mit seinem Auftauchen verändert sich das Dorf. Menschen verschwinden, Glaubensgemeinschaften entstehen, und ständig ist Augenthaler Thema bei den nachbarschaftlichen Diskussionen. In einer mikroskopischen Langzeitrecherche beobachtet das Team um Franz von Strolchen das Verhältnis von Gemeinschaft und Individuum. Wer Juli Zehs »Unterleuten« gelesen hat, wird »Maidorf« wahrscheinlich auch mögen.

Fr, 20.5.

INSZENIERTE LESUNG KAI HENSEL: »WELCHE DROGE PASST ZU MIR?«

Giesinger Bahnhofplatz 1 | 20.00
Tickets: www.giesinger-bahnhof.de

Drogen sind nicht reserviert für Loser und Spinner. Schon Seneca sagt: »Nur Kleinmütige und Schwächlinge wählen den sicheren Pfad. Der Held geht über den Gipfel.« Hanna (gelesen von Karina Schiwietz) ist Hausfrau und Mutter eines siebenjährigen Sohnes. Die Ehe mit ihrem Mann, Ingenieur in den Aluminiumwerken, funktioniert reibungslos. Obwohl die Schulden für das Eigenheim noch nicht abgetragen sind, drängt der Mann auf ein zweites Kind. Hanna kann schon den weichlichen Sohn manchmal kaum ertragen. Eine innere Unruhe treibt sie um. Hanna ist eine intelligente Frau von 32 Jahren. Unter Drogen ist sie sogar glücklich. Dann wird sie schwanger – von ihrem angolischen Dealer. Szenische Einrichtung: René Rothe.

bis So, 22.5.

AUSSTELLUNG »A HAUNTED HOUSE«

Rathausgalerie Kunsthalle | Di bis So, 11.00–19.00
Marienplatz 8 | Eintritt frei

»The Haunted House«, ein in der Film- und Literaturgeschichte viel thematisierter Ort, bezeichnet ein Haus, das leer scheint und doch bewohnt ist. Es steht im Bann unsichtbarer Wesen, verschollener Seelen, einstiger Bewohner. Doch schwingt in dem englischen Begriff nicht nur Unbehagen und Spuk mit, sondern auch Verzauberung und das Versprechen eines Zufluchtsortes. Primär skulptural thematisieren Wolfgang Ellenrieder, Jana Gunstheimer, Benedikt Hipp, Thomas Rentmeister und Veronika Veit eine solche Ambiguität von Räumen. Mit verschiedenen Mitteln der Verschiebung von Raum, Zeit, Statik, Stabilität und Beständigkeit unterwandern sie das Gewohnte und Erwartete.

Sa, 28.5.

HÖRFUNK | »LIEBES FINANZAMT ...«

Bayerischer Rundfunk | Bayern 2 | Bayerisches
Feuilleton | 8.05 bis 9.00 | Wiederholung: 29.5., 20.05
von Thomas Kernert

Bayerische Menschen lieben Finanzämter, denn sie sorgen dafür, dass die Welt funktioniert, dass Straßen gebaut werden können und die Polizei ausreichend Mittel zur Verfügung hat, um für Recht und Ordnung zu sorgen. Die Steuererklärungsformulare in Bayern sind übersichtlich gestaltet, im Ton warmherzig und persönlich und stets dem Rechtsempfinden des Steuerpflichtigen verpflichtet. Schöner Traum – wenn dem so wäre, bekäme niemand beim Ausfüllen von Anlage XYZ einen Schreckkrampf, und niemand würde das dumpfe Gefühl kennen, von Wegelagerern bedroht zu werden. Kurzum, das Leben wäre eintönig und langweilig. Deshalb freuen wir uns, dass wir sie haben, unsere Finanzämter, und dass sie alles tun, um unseren Adrenalinhaushalt am Leben zu erhalten.



bis Sa, 28.5.

THEATER | EUGÈNE IONESCO: »DIE STÜHLE«

Pasinger Fabrik, Theater Viel Lärm um Nichts
20.00 | August-Exter Str. 1
Tickets: www.theatervielalermumnichts.de

Eos Schopohl inszeniert diesen Meilenstein des absurden Theaters mit Andreas Seyferth und Margrit Carls als zart schwebendes Kabinettstück über die Liebe in Zeiten des Untergangs. In dieser Welt gibt es nur zwei essenzielle Dinge: die Liebe und den Tod. Unter dieser Prämisse lässt sich Schopohls Inszenierung auch lesen als eine Studie über die Gnade des Vergessens, die Macht des Erinnerns und die Kraft der Illusion.

So, 29.5.

MUSIK | L'ACCADEMIA GIOCOSA: »PER L'ORCHESTRA DI DRESDA«

Cuvilliétheater | 19.00 | Residenzstr. 1
Tickets: www.muenchenticket.de

Mit Reinhard Goebel, dem Gründer der Musica Antiqua Köln und einem der Wegbereiter der historischen Aufführungspraxis, begibt sich das Münchner Barockensemble L'Accademia Giocosa auf eine musikalische Spurensuche in der nunmehr rund 460-jährigen Tradition des »Orchestra di Dresda«, der Dresdner Hofkapelle. Antonio Vivaldi, Jean Fery Rebel, Johann D. Heinichen und Jan Dismas Zelenka und viele andere große Komponisten haben für die Hofkapelle Werke geschrieben, die heute zu hören sind. Als Solist ist diesmal der junge Tenor Julian Prégardien dabei.

Di, 31.5.

THEATER | GEORGES FEYDEAU: »EIN KLOTZ AM BEIN« (PREMIERE)

Akademietheater Mitte | 21.00 | Prinzregentenstr. 12
Tickets: www.theaterakademie.de
auch 3.6. bis 7.6.

Ferdinand Bois-d'Enghien, feige, bankrott und bereits vergeben, sucht reiche Frau zum Heiraten. Die passende Kandidatin ist schnell gefunden. Der Hochzeit steht nur noch sein Verhältnis mit der Sängerin Lucette Gautier im Weg. Doch anstatt Lucette zu verlassen, verstrickt er sich immer tiefer in ein Netz aus Lügen, Missverständnissen und Ausflüchten. Georges Feydeaus Komödien sind ein Feuerwerk aus rasanten Dialogen, wahnwitzigen Pointen und absurden Begegnungen. Regie: Miguel Abrantes Ostrowski

Do, 2.6.

LESUNG | MICHAEL LÜDERS: »NSA – NEVER SAY ANYTHING«

Kulturhaus Milbertshofen | 19.00 | Curt-Mezger-
Platz 1 | Tickets: ticket@kolibri-stiftung.de
Restkarten an der Abendkasse

Der Nahostexperte Michael Lüders liest aus seinem neuen Buch »NSA – Never Say Anything«, einem fiktiven Thriller, der jedoch der politischen Realität sehr nahe kommt. Seine Protagonistin, die Journalistin Sophie Schelling, wird in Marokko Zeugin eines Drohnenangriffs und erlebt, wie anschließend eine Spezialeinheit die Bewohner des Dorfes niedermetzelt. Als einzige Überlebende entschließt sie sich, Beweise für das Verbrechen zu suchen und diese zu veröffentlichen. Sie gerät ins Visier des amerikanischen Geheimdienstes – und in Lebensgefahr. Carrie Mathison lässt grüßen, wenn auch von der anderen Seite. Moderation: Werner Dietrich

Fr, 3.6.

MUSIK LAUT YODELN MIT ERIKA STUCKY

Volkstheater | 19.00 | Brienner Str. 50
Tickets: www.muenchner-volkstheater.de
www.muenchen.de

Die Ursprünge des Jodelns gehen auf vorhistorische Zeiten zurück: Jodelnd verständigten sich Hirten und Sammler, Waldarbeiter und Köhler. »LAUT yodeln« beleuchtet die spezielle Singtechnik des Jodelns unter dem globalen Aspekt, denn »gejodelt« wird tatsächlich weltweit, wenn auch überall in etwas anderer Manier, was die Ausnahmemusikerin Erika Stucky (CH) gemeinsam mit Black Patti (München), Yellow Bird (USA, CH, Berlin) und Baka Beyond (GB, Sierra Leone, Kongo) unmissverständlich klarmacht. Wer mitjauchzen will, sollte vorher vielleicht noch schnell einen der Jodel-Workshops belegen, die das Kulturreferat regelmäßig anbietet.